2. Jahrgang. Einzelpreis 25 Groschen. Nr. 7



Kattowitz, den 18. Februar 1933

Bezugspreis: monatlich 0.80 zł, vierteljährlich 2.40 zł zuzüglich Postbestellgebühr.
Bestellungen werden von allen Postämtern und Geschäftsstellen entgegengenommen.

Der „Oberschlesische Landbote" erscheint an jedem Sonnabend
Verantwortlicher Schriftleiter: Anselm Kyttia, Chelm.
Verlag und Geschäftsstelle:
Kattowitzer Buchdruckerei und Verlags-Sp. Akc., Katowice, ulica 3-go Maja 12.
Fernruf: 7, 8, 10, 2635. P. K. O. Katowice 302620.
Druck: Concordia Sp. Akcyjna, Poznań, ul. Zwierzyniecka 6.

Anzeigenpreis: Die 8-gespaltene mm-Zeile im Anzeigenteil 0.10 zł, die 3-gespaltene mm-Zeile im Textteil 0.50 zł. Rabatt laut Tarif. Für das Erscheinen von Anzeigen in einer bestimmten Nummer wird keine Gewähr übernommen.

An ein Dorf ...

Von Oswald Schäfer

Freuden — was man im alltäglichen Leben so Freuden nennt — hast du mir während meines bisherigen Aufenthaltes in deinem Häusergewinkel eigentlich herzlich wenig beschieden. Aber ich bin dir schon dankbar für die Zurücknahme des Vorurteils, welches du — wie sich später herausstellte — zu Unrecht gegen mich gefaßt hattest. Dadurch räumtest du den versperrten Weg der Annäherung frei. Und als dein Mißtrauen ganz langsam einer spürbaren Bereitschaft Platz machte, gewannen wir am Ende beide schlichte und dennoch herzliche Freundschaft zueinander.

•

Leicht gewinnst du das Herz des Fremden nicht. Du willst erobert werden — und stehst mit ziemlich leeren Händen am Weg. Die meisten deiner Schwestern haben mehr Glück im Lieben und Geliebtwerden. Du bist in einem Talkessel versteckt, liegst abseits, und keine Straße von Bedeutung führt durch deine Häuserreihen hindurch. Da ich dich liebgewonnen habe, drängt meine Betrachtung nicht zu Vergleichen. Was tut es, daß deine Häuser klein und niedrig, manche sehr gebrechlich und beinahe häßlich sind von allzuviel Armut, daß deine Gassen eng und schmutzig, zerfurcht und holprig sind. Schmutzlachen an regennassen Tagen —? Ist Armut, gerade deine Armut nicht ein stiller Glanz vor Augen, die ins Herz der Dinge blicken, deren Urteil nicht vom Scheine verblendet ist, und deren Liebe oder Haß tiefen Quellen entspringt?

•

Deine Umgebung ist nicht die nüchternste. Wenn du selbst dein Auge auftust, zeigen dir die umliegenden Waldgürtel, Hügelketten und Hänge täglich neue Wunder ihrer Verwandlungskünste. Ich denke daran, als die Hügel dicke Schneepelze trugen, besetzt mit blauen Schatten, Fichten, Kiefern und Föhren unter weißen Perücken standen, besorgt um den glitzernden Schmuck, ängstlich jede Bewegung vermeidend. Schlanke Birken im verwehten Haar ihres zarten Gezweigs schauten ein wenig zitternd und frierend scheu um sich. Die alten Erlen längs des Baches trugen magisch leuchtende violette Kronen. Wie Spinngewebe hing das nervenfeine Geäst der Lärchen in der kristallklaren Luft. Ich denke an den Zauber, den kalte Reifnächte erstehen ließen. Das war eine aus Myriaden kleinster Flimmersternchen erbaute, feine, zerbrechliche Märchenwelt. Leiser Windhauch sang in den frostgespannten Zweigen der Bäume und Sträucher unsäglich zarte, himmlisch entrückt klingende Lieder.

Frühjahr und Sommer — was werden die für Wunder bringen.

•



Verschneites Dorf

Da deine Häuser und Gassen, deine Hügel und Wälder meine Freude und Liebe sind, weißt du auch zum Teil, mit welchen Gefühlen ich deinen Bewohnern gegenüberstehe. Daß mich keine laute, herzliche Zuneigung mit ihnen verbindet, liegt in ihrer Art begründet. Grob und ungeschlacht im Aeußeren, im Innern karg und freudlos, kann man sie nicht besonders umgänglich nennen.

Denn irgendwo steckt in den meisten das Gold der Seele, ein wenig hinter Dornengestrüpp und unter Schutt. Ich sah verhärmte Mütter kranke Kinder pflegen, vierschrötige Bauern den Kühen

das Stirnhaar kraulen. Die greulichen Flüche der Männer sind halb so schlimm gemeint.

•

Mit euch, ihr Bauern, ist es wie mit euren Häusern: allzuviel Sorgen und Plagen, allzuviel bittere Armut bedrückt euch, beugt den Rücken zur Erde, schreibt mit hartem Griffel Bitterkeit und Gram in euer Gesicht, und Verbitterung. Aber wer besäße die Stärke, eure Mühen und Lasten zu schleppen und dabei aufrecht und heiter zu bleiben? Zähe Arbeit von früh bis spät in die Nacht gräbt aus dem steinigen Boden keine Krume Brot mehr, als zur Lebenshaltung notwendig ist. Gesegnete Felder brächten bei halber Arbeit doppelte Frucht. Wenn ihr, die klobigen Fäuste um die Wagendeichsel gelegt, mit plumpen, schleppenden Schritten vor den mageren Kühen daherschlurft, in alten, zerrissenen Kleidern, die zerfurchten Gesichter gerötet — wie beschämt ihr mich. Aus den Kindern und Greisen aber strahlt sonniges Glück und versöhnliche Güte. Und einmal ward ihr unbekümmerte Kinder, und einmal werdet ihr zufriedene Greise sein. Ihr Dorfkinder, ihr Männer, Frauen und Greise — manche Einsichten habt ihr mir vermittelt, welche das Leben erträglicher und zufriedener gestalten. Vom Mitleid mit euch führte mein Weg über die Liebe zum Mit-Leiden. Damit war der Schlüssel zu euren Seelen in meine Hand gegeben.

•

Nein, ich vergesse euch nicht, meine lieben Dorfhunde. Ihr großen und kleinen, schwarzen, weißen und gefleckten, ihr glatten und ruppigen. Betrachte ich euch der Reihe nach, gibt mir jeder einzelne das verwickelte Rätsel seiner Abstammung auf. Aber wenn ihr in wirbelnder Ausgelassenheit herumtollt, wird zu freudiger Gewißheit, wie einfach und gerade euer Wesen ist. Eure Hundeseele bleibt unentstellt von Manieren, die eure Brüder in der Stadt von Frauchen und Herrchen eingedrillt bekommen und die zu Hunden passen wie die Faust aufs Auge. Ihr Pudeldachspinscher mit den treuen Bernsteinaugen, was seid ihr unverdorbene Geschöpfe, bedacht mit allen Schwächen und Vorzügen eurer Gattung. Bleibt so, verratet euer Hundesein nicht.

Bellt ruhig die halbe Nacht, wie ihr's gewohnt. Mich stört euer Radau nicht. Ich lausche euren wütenden Protesten, gegenseitigen freudigen Zustimmungen und höre aufmerksam den erbitterten Händeln um verletzte Hundeehre zu. Manchmal, sagt bloß, steht Gespensterfurcht hinter dem ängstlichen, beinahe winselnden Gekläff. Ja — der Mond! Aber es sind harmlose Schatten, die bis dicht vor eure Hütte kriechen oder gar hinein. Keine Angst!

Kommt alle her: Scholli, Peter, Nelli, Ruß und die vielen Namenlosen. Ja, reibt nur die verpichten Schnauzbärte an meinen Knien ab.

Während ich schreibe, jault Scholli seine Arie, wie jede Mitternacht, heute wie immer ziemlich falsch, aber laut und überzeugt.

Dürfte ich deine Huldigung auf mich bezogen wissen, mein lieber Vierbeiner, wie wollte ich mich geehrt fühlen.

Was in der Welt geschah

Gewaltiger Eisschub im Argental

Im Tal der unteren Argen bei Primisweiler im Allgäu ereignete sich am Freitag infolge des raschen Witterungswechsels ein Eisschub von bisher noch nicht erlebtem Ausmaße. Die Wildwasser der Argen traten über die Ufer und strömten in einer Länge von 500 Metern und 1000 Metern Breite über fruchtbares Acker- und Wiesenland. Die Eismassen, zu Wällen von einem bis zwei Meter Höhe geschichtet, haben das Argenbett auf einem Kilometer Länge völlig zugedeckt und sind darüber hinaus vielfach noch weiter in die Wiesen und Felder verschoben, so daß 200 Morgen Flußbett und Ufergelände von unübersehbaren Eisblöcken und Eisplatten dicht bedeckt sind. Unter Leitung des Straßen- und Wasserbauamtes Ravensburg wurden unverzüglich Sprengungen vorgenommen.

•

Eine Ratte von einem Meter Länge

In der Nähe von Delve in Holstein waren einige Leute am Eiderfluß beschäftigt, als ein Hund ein Tier aufspürte und es in das dortige Sumpfgelände jagte. Die Arbeiter hielten es aus der Entfernung für einen Hasen, verfolgten und erschlugen es. Es stellte sich aber heraus, daß es eine Ratte war, die eine Gesamtlänge von fast einem Meter hatte. Der Schwanz dieses Monstrums war allein 32 Zentimeter lang. Die Riesenratte wog etwas über 15 Pfund; ein Pelzhändler in Heide, der sie kaufte, erkannte sie als das seltene Exemplar einer alten Nutriaratte, die ungewöhnlich lange und starke Schneidezähne hatte.

•

Im Kampf mit Wölfen

Die riesigen Schneeverwehungen der letzten Tage haben in Rumänien, besonders in den ebenen Gegenden Beßarabiens und der Dobrudscha dazu geführt, daß die Wölfe unter den Schafherden stark aufgeräumt haben. Ihr Erscheinen sprengte die Schafe auseinander, die dann nur mit riesiger Mühe wieder aufgefunden und gesammelt werden konnten, soweit sie nicht die Beute der Bestien geworden waren. Auch der Bauer Voinea aus der Ortschaft Varaomer in der Dobrudscha mußte sich auf die Suche nach seiner Schafherde machen, die Wölfe in alle vier Himmelsrichtungen verjagt hatten. Er hatte nach Aufhören des kalten Nordostwindes sich auf den Weg gemacht und bemerkte bei Anbruch der Dunkelheit nicht weit von den letzten Häusern der Gemeinde entfernt eine Tiergruppe, von der er annahm, daß es Teile seiner Schafherde seien. Doch etwa hundert Meter vor der lagernden Gruppe schreckte plötzlich das Pferd des Bauern und war nicht zu bewegen, noch einen Schritt vorwärts zu machen. Voinea konnte sich das Verhalten seines Reittieres im ersten Augenblick nicht richtig erklären, mußte jedoch bald erkennen, daß die lagernde Tiergruppe nicht seine Schafe, sondern ein Rudel von 26 Wölfen waren. Als die ersten Wölfe, große Kreise um Pferd und Reiter ziehend, immer näher herankamen, gab er eine Reihe von Schüssen ab, durch die drei Wölfe getötet wurden. Die Bestien wurden durch das Feuer eingeschüchtert und zogen sich in eine Entfernung außer Schußbereich zurück. Der Bauer wartete diesen Augenblick ab, schwang sich auf den Rücken seines Pferdes und versuchte die Flucht. Aber auch das Wolfsrudel blieb nicht faul, nahm unverzüglich die Fährte auf, verlor allmählich die Furcht und näherte sich dem Fliehenden immer mehr und mehr. Zum zweiten Male saß Voina vom Pferde ab, auf das sich dann die Wölfe stürzten und es in kürzester Zeit zerrissen. Der Bauer suchte Deckung hinter einer Weide und feuerte neun Schüsse auf die Bestien. Als er jetzt nicht schnell genug laden konnte, mußte er sich mit dem Gewehrkolben die angriffslustigen Tiere vom Leibe halten. Die Schüsse waren jedoch im nahen Dorfe gehört worden und machten den Förster und zwei Forstheger aufmerksam. Diese näherten sich der Stelle des verzweifelten Kampfes des Mannes gegen eine Uebermacht von Bestien und griffen, als sie die Gefahr erkannten, entschlossen in diesen Kampf ein. Den vereinten Bemühungen gelang es schließlich, noch weitere acht Wölfe zur Strecke zu bringen, worauf die übrigen vierzehn Tiere endlich Reißaus nahmen und in den Wald wechselten.

Das Schicksal eines japanischen Kanonenbootes

Im Memeler Winterhafen befindet sich zurzeit der lettische Frachtdampfer „Fiesturs". Das Schiff wurde als japanisches gepanzertes Flußkanonenboot gebaut und nach seiner Außerdienststellung von einer Hamburger Firma gekauft. Dann kam es in dänische Hände und jetzt ist es ein lettländischer Frachtdampfer geworden

•

Storch zeigt Löwenmut

Eine reizende Geschichte hat sich dieser Tage in Amsterdam abgespielt. Hier gastierte ein Zirkus, der zu seinem lebenden Inventar auch acht prächtige, wohlgepflegte Löwen zählt. Die Fütterung dieser Könige der Wüste findet am späten Nachmittag, kurz vor Beginn der Vorstellung, statt. Die Löwen werden dabei aus ihren Käfigen in einen langen Laufgang getrieben, der zu dem als Fütterungsraum dienenden Löwengitter des Zirkusinnenraums führt. Diese Fütterung pflegt sich meist ohne besondere Zwischenfälle abzuspielen. Diesmal mischte sich aber ein flügellahmer Storch, der als besonderer Liebling der Zirkusmitglieder frei umherspazieren darf, in das Mahl der Löwen ein. Er drängte sich an irgendeiner unbewachten Stelle durch das Gitter, und ehe sich die braunen königlichen Tiere es versahen, erschien der Meister Langbein unter ihnen, klapperte mit dem Schnabel und sah sich die ungewohnte Gesellschaft aus nächster Nähe an. Die Löwen waren zunächst verdutzt, weil sie mit dem dürren Hagestolz nichts anzufangen wußten. Dann rückten sie ihm näher, um ihn zu beschnuppern. Aber dies gefiel dem Storch nicht, der sich jetzt der Gefährlichkeit seiner Lage bewußt wurde. Da ihm nichts anderes übrig blieb, markierte er einen Löwenzorn. Fauchend fuhr er auf den nächsten Wüstenkönig zu. Der erschrak, nahm den Schwanz zwischen die Beine und flüchtete vor dem „dämonischen Ungeheuer" in den Laufgang. Die übrigen Löwen brüllten zwar dumpf auf. Aber als der Storch auch ihnen zu Leibe rückte, folgten sie gleichfalls dem edlen Beispiel ihres Herrn Oberlöwen. Sie trollten sich schleunigst. Der Storch aber blieb, vergnügt klappernd, als Sieger auf dem leer gewordenen Schlachtfeld zurück.



Oh, wie war es kalt geworden!
Selbst der Pinguin, an Polarkälte gewöhnt, hatte ein Halstuch umgelegt, vermutlich zum Schutz gegen Grippegefahr.

St. Matthias

Ein Heiliger des Landvolkes

Anselm Kytzia, Chelm.

St. Matthias war nach den Berichten der heiligen Bücher einer der zweiundsiebzig Jünger des Herrn. Nach der Himmelfahrt Christi wurde er vom hl. Petrus an Stelle des Judas zum Apostel ernannt. Nach der Legende hat er in Judäa und Mesopotamien die Lehre Christi verbreitet. In Jerusalem wurde er enthauptet, nach einem anderen Bericht wurde er gekreuzigt. Seine Reliquien wurden von der hl. Helena nach Rom und von da durch den Bischof Agritius nach Trier gebracht. Die Kirche wurde zerstört und die Begräbnisstätte dieses Heiligen war durch lange Zeit unbekannt. Erst Erzbischof Eberhard (1047—1066) fand gelegentlich eines Besuches in Rom in einem Buche genaue Angaben über den Beisetzungsort und Nachgrabungen führten zur Auffindung des Sarges. Dieser Apostel gilt von nun an als Patron der Stadt Trier.

Er ist wohl der einzige Heilige mit beweglichen Festtagen, denn sein Gedächtnis wird am 24. Februar und im Schaltjahr am 25. Februar gefeiert. Der Festtag fällt in eine Zeit, in der das Landvolk nach der strengen Herrschaft des Winters den Frühling herbeisehnt, und weil dieser Heilige den Trotz und die Härte des Winters gewissermaßen bricht, steht sein Festtag sozusagen in erhöhtem Ansehen bei dem Landvolke. Der Matthiastag wird durch allerlei Wetterregeln als Frühlingsbeginn gekennzeichnet. So z. B. sagt der Volksmund: „St. Matthias hab' ich lieb, denn er gibt dem Baum den Trieb", „St. Matthias bricht Eis", „Taut es vor Matthias, dann sieht es schlecht aus auf dem Eis", „Ist's am St. Matthias kalt, hat die Kält noch lang Gewalt", „Tritt Matthias stürmisch ein, wird's bis Ostern stürmisch sein". In Oberschlesien ist es Sitte, am Matthiastage Kraut einzusäen, denn dasselbe zeichnet sich dann durch zwei gute Tugenden aus; es geht leicht an und dann wickelt es sich gut. Dieses Kraut führt die besondere Bezeichnung Maciejówka (Matthiaskraut). Die Pflanzen davon sind sehr begehrenswert, denn nicht allen Frauen gelingt die Einsaat und es gibt in so einer Wirtschaft bald ein kleines Unglück, wenn diese Maciejówka aus irgendeinem Grunde versagt.

Nach dem Volksglauben erfolgt am Matthiastage die Paarung der Vögel, die in der Wildbahn leben, und das stimmt; denn nach dem Festtage dieses Heiligen fliegen die Sperlinge, Ammern u. dgl. nicht mehr in Scharen, sondern sitzen zu zweien und denken an den Bau des Nestes. Auch die Rebhühner fliegen nicht mehr in Ketten, sondern in Paaren auf. Auch an diesen Vorgängen erkennt das Landvolk das Herannahen des lieben Frühlings und weil es alles um sich gegenständlich aufzufassen pflegt, ist St. Matthias derjenige, der den ersehnten Lenz in die Dörfer hineinführt.

Schiedsämter für die Kreditangelegenheiten des Kleinbesitzes

Der steigenden wirtschaftlichen Not in der Landwirtschaft entsprechend, steht sich auch der Kleinlandwirt in wachsendem Maße dazu gezwungen, sich mit seinen Gläubigern hinsichtlich Erleichterungen in der Rückzahlung der Schulden auseinander zu setzen. Hierzu bietet die Verordnung vom 23. August 1932 über die Bildung von Schiedsämtern für Kreditangelegenheiten des kleinen Landwirtschaftsbesitzes eine gewisse Handhabe. Nach dieser Verordnung werden bei jeder Starostei Schiedsämter eingerichtet, die für den ganzen Kreis zuständig sind und die unter bestimmten Voraussetzungen berechtigt sind, die Termine und Tilgungsbedingungen sowie die Zinshöhe der Geldschulden von Personen festzusetzen, deren Hauptberuf eine Landwirtschaft unter 50 Hektar ist. Allerdings beziehen sich diese Erleichterungen nicht auf Schulden, bei denen Gläubiger sind: der Staatsschatz, Selbstverwaltungsverbände, staatliche oder kommunale Unternehmen, öffentliche und private Versicherungsanstalten, Institutionen des langfristigen Kredits, Banken, kommunale Sparkassen und Darlehnskassen und Kreditgenossenschaften. Dadurch ist naturgemäß die Auswirkungsmöglichkeit der Verordnung außerordentlich eingeschränkt.

Die Mitglieder des Schiedsamtes ernennt der Präsident des zuständigen Sąd Okręgowy; die Hälfte der Mitglieder müssen Landwirte sein; sie sind verpflichtet, das Amtsgeheimnis zu wahren. Die Berufung als Mitglied dürfen nur über 60 Jahre alte Personen ablehnen.

Irrig ist die vielfach verbreitete Auffassung, daß ein allgemeines Schuldnermoratorium bzw. eine generelle Herabsetzung der privaten Zinsverpflichtungen bestehe. Die Schiedsämter treten nur in Wirkung auf Grund von bestimmten Anträgen, die eingehend unter Darlegung und Nachweisung der Vermögensverhältnisse des Schuldners zu begründen sind. Zu der Verhandlung, die innerhalb 8 Tagen nach Antrag erfolgen soll, müssen die geladenen Parteien selbst oder durch Bevollmächtigte erscheinen. Das Schiedsamt kann alle erforderlichen Ermittelungen anstellen, insbesondere auch Parteien, Zeugen und Sachverständige eidlich vernehmen. Der Schuldner muß den vom Gericht bestellten Gutachtern alle Bücher und Rechnungen vorzeigen und eine Prüfung seines Wirtschaftsstandes zulassen. Das Schiedsamt entscheidet mit Stimmenmehrheit in der Besetzung von 3 Mitgliedern. Die Verhandlungen sind mündlich und öffentlich, können aber in gewissen Fällen auch nichtöffentlich sein.

Das Schiedsamt kann in seine Entscheidung die Zahlungstermine bereits fälliger Forderungen bestimmen, entl. ratenweise Zahlung bis zu 3 Jahren festsetzen und die Zinsen für die Zukunft bis zu dem Satz von 6% heruntersetzen. Es wäre falsch, anzunehmen, daß nun jeder diese Erleichterungen unter allen Umständen wird erreichen können. Das Schiedsamt muß selbstverständlich jeden Fall einzeln beurteilen und behandeln und wird nur nach sorgfältiger Entscheidung prüfen, ob überhaupt und in welchem Umfange Erleichterungen eingeräumt werden können. Die Entscheidung ist endgültig, wenn sie auf Antrag beider Parteien erfolgt ist, die sich dem Spruch des Schiedsamtes von vornherein unterworfen haben. Eine Anfechtung ist dann nur in bestimmten Fällen möglich. Wenn die Parteien die Erklärung, daß sie sich dem Schiedsspruch unterwerfen, nicht abgegeben haben, so können sie gegen die Entscheidung des Schiedsamtes binnen 2 Wochen nach dem Zustellungstage Berufung an das Amtsgericht einlegen, dessen Urteil endgültig ist. Die Verfahrenskosten und die Sondergebühren der Starostei trägt die interessierte Partei.

Arbeitskalender für Februar

1. Saatfelder besuchen. Bei Tau- oder Regenwetter für guten Abzug der Wasserfurchen sorgen. — Auf gutes Funktionieren der Drainage achten.
2. Ausstreuen von künstlichen Düngemitteln als Kopfdüngung, aber nur bei trockenem Wetter.
3. Anfuhr der Kunstdüngemittel.
4. Bestellung des Frühjahrssaatgutes.
5. Mist ausfahren.
6. Weideneinfriedungen instandsetzen.
7. Heuvorräte nachsehen und nachprüfen.
8. Schneiden und Ausputzen der Bäume und Beerensträucher.
9. Edelreiser schneiden, soweit dies noch nicht geschehen ist.
10. Nistkästchen bauen und aufhängen.
11. Beginn der Frühbruten, Bruteier bestellen.
12. Mistbeete anlegen.
13. Bei mildem Wetter Möhren, Karotten, frühe Erbsen, Spinat, Radieschen ins freie Land säen.
14. In den noch langen Abenden der Säcke gedenken.

Kampf dem Ungeziefer im Hühnerstall

Das Ungeziefer verursacht mindestens ebenso viele Todesfälle wie die Krankheiten selbst. Es gibt erschreckend viele innere und äußere Parasiten mit erstaunlich starker Vermehrung und Verbreitung.

An äußeren Schmarotzern treten am stärksten Milben, Hühnerflöhe und Federlinge in den verschiedensten Arten auf. Milben leben in den Ritzen der Ställe unter den Stangen und Kotbrettern und wo diese aufliegen. Sie fallen nachts über die Hühner her und schwächen sie ungemein durch Blutsaugen.

Hühnerflöhe halten sich in der Streu und vor allem in den Nestern auf und saugen auch Blut.

Federlinge leben am Grunde der Federn, fressen Federkiele und Bärte, besonders unter Schwanz und Flügel, und quälen die Tiere durch starken Juckreiz, können sogar epileptische Anfälle und Tod verursachen

An inneren Schmarotzern gibt es etwa 50 verschiedene Arten von Würmern. Die Arten der Spul- und Bandwürmer sind am meisten verbreitet. Die Eier der Würmer werden durch den Kot wieder ausgeschieden und von den Hühnern wieder aufgepickt. Die Bandwurmeier müssen erst eine Zeit bei einem Zwischenwirt durchmachen, ehe sie den Hühnern wieder gefährlich werden. Sie werden als Finnen durch Würmer, Fliegen, Insekten aufgenommen, mit denen sie zusammen von den Hühnern gefressen werden.

Durch umfassende Maßnahmen sind selbst bei größten Hühnerherden alle Arten Schmarotzer sehr wohl in Schach zu halten. Der Kot ist täglich so zu entfernen, daß die Hühner nicht darin scharren können. Nicht nur, weil die inneren Parasiten durch ihn verbreitet werden, sondern auch, weil der Kot der größte Krankheitsüberträger in der Geflügelzucht ist. Die Streu des Stalles und der Nester ist oft zu wechseln. Sitzstangen, Kotbretter, Nester müssen herausnehmbar sein. Mindestens zweimal im Jahr, im Frühjahr und im Herbst vor der Winterruhe, nimmt man alle beweglichen Gegenstände heraus und scheuert sie mit kochender scharfer Sodalauge. Den Stall fegt man sauber und kratzt auch den alten Kalk ab. In Ställen, in denen das Ungeziefer stark nistet, flammt man mit einer Lötlampe alle Ritzen aus, darauf wäscht oder spritzt man den ganzen Stall, Decke, Wände, Boden, besonders alle Ritzen mit einem Desinfektionsmittel sorgfältig aus. 80—100 Gramm Rohcloramin auf 10 Liter Wasser hat sich bestens bewährt. Ebenso folgende Zusam-

menstellung: 1 Pfund harte Seife löst man in 4 Liter Wasser auf und schüttet zu dieser kochenden Seifenlauge ½ Liter ungereinigte Karbolsäure und 4½ Liter Petroleum Mit dieser Lösung (zu ¼ Liter auf 1 Eimer Wasser) desinfiziert man alles, was zum Stall gehört. Dann kann man alle Ritzen mit Wasserglas dichten. Beim ersten Anstrich nimmt man 1 Teil Wasserglas auf 5 Teile Wasser, beim zweiten Anstrich nimmt man 1 Teil Wasserglas auf 2 Teile Wasser.

Beim Kalken des Stalles vergesse man nie, der Kalkmilch, Petroleum oder Oel, möglichst schlechtes, zuzusetzen. Milben sterben nur von öligen Sachen. Ein guter Anstrich ist: 20 Liter Kalkmilch, 1 Liter Petroleum, ¼ Liter Kreolin, 2 Hände voll Kochsalz, ½ Pfund aufgekochtes Reismehl. Spritzen ist beim Desinfizieren und Kalken dem Streichen vorzuziehen. Beim Spritzen kommt man besser in alle Ecken und Ritzen. Ist ein Stall sehr verseucht, so ist das Großreinemachen öfters vorzunehmen. Der vielbenutzte Boden um die Schlupflöcher ist mehrmals umzugraben und mit einem Desinfektionsmittel zu bestreuen.

Die Hühner selber stäubt man mit einem Insektenpulver oder Tabakstaub oder Schwefelblüte oder Chausseestaub oder alles zusammen in gleichen Teilen und dazu einen halben Teil pulverisierte Anissamen und einen halben Teil pulverisierten Kampfer ein. Diese Maßnahmen müssen nach einer Woche wiederholt werden, weil dann die vorhandenen Eier des Ungeziefers geschlüpft sind. Auch versäume man nie, für trockene Staubbäder zu sorgen. Mittel gegen die inneren Schmarotzer sind zweiprozentiger Tabakstaub oder Brühe aus Tabakrippen längere Zeit ins Weichfutter gegeben. Um eine Abtreibekur erfolgreich durchzuführen, läßt man die Tiere 24 Stunden hungern und gibt ihnen in der Zeit Glaubersalz zum Abführen Dann reicht man 1—2 Gramm Kamala pro Tier oder 0,5—2 Gramm pro Tier, je nach Größe und Alter, entgiftete, pulverisierte Arekanuß, mit Mehl und Butter in Pillen geformt. Danach wieder Glaubersalz oder Rizinusöl. Der Kot während und nach der Kur muß vernichtet werden. Als Vorbeuge gegen die inneren Schmarotzer sind Zwiebeln und vor allem Knoblauchgaben gut, die ab und zu, am besten im Weichfutter, gegeben werden.

Besondere Behandlung verlangen die durch schildkrötenähnliche Fußkretz- oder Räudemilbe verursachten Kalkbeine. Man vermischt innig einen Eßlöffel Schweinefett, einen Teelöffel Schwefelblüte, eine Messerspitze Pottasche und streicht mehrere Tage hintereinander die Läufe mit dieser Salbe ein, badet dann die Borken mit warmem Seifenwasser ab, ohne daß Blutungen entstehen. Dieses setzt man bis zur völligen Heilung fort und streicht dann noch Vorsalbe auf die behandelten Stellen. Vorbeuge gegen diese Krankheit ist das öftere Bestreichen der Läufe mit Paraffin oder Vaselinöl.

Vorsicht bei Aufnahme von Krediten

Den Landwirten in unserer Wojewodschaft werden in letzter Zeit von Agenten aus Deutsch-Oberschlesien Kredite in Aussicht gestellt, für deren Vermittlung von den Kreditsuchenden Vorschüsse und andere Vorausleistungen gefordert werden. Wie uns von gut unterrichteter Seite mitgeteilt wird, ist vor der Aufnahme solcher Kreditverhandlungen dringend zu warnen. Auch frühere Erfahrungen in anderen Fällen lassen bei derartigen Kreditversprechungen größte Vorsicht geboten erscheinen. r.

Pflege der Ziegen im Februar

Die Arbeiten im Ziegenstall sind im Monat Februar im Grunde genommen dieselben, wie im Januar. Da im Winter der Stoffwechsel bei den Tieren träger ist, häuft sich leicht ein Uebermaß von sogenannten Schlacken an. Besonders für die weiblichen Tiere muß durch sorgfältige Körperpflege in dieser Hinsicht ein Ausgleich geschaffen werden. Ueberhaupt ist es natürlich Grundbedingung, in der Winterzeit auf gute Haltung, Fütterung und Pflege zu achten, da nur auf diese Weise gute Milchleistungen erzielt werden können. Allerdings steht dem Milchertrag die Trächtigkeit der Ziegen im Wege, deren letzte Hälfte einsetzt. Viele Ziegen geben schon in der zweiten Hälfte des Monats keine Milch mehr. Dies ist besonders bei den frühzeitig gedeckten Tieren der Fall. Es ist sehr gut, zur Erleichterung der Geburt die Ziegen im Stalle frei herumlaufen zu lassen, da regelmäßige Bewegung ein gutes Geburtshilfsmittel ist. An milden Tagen kann man — allerdings unter Anwendung größter Vorsicht — die Ziegen sogar ins Freie lassen. Ein im Januar nicht vorgenommener Klauenschnitt muß bei wärmerem Wetter jetzt nachgeholt werden. Es ist jedoch ratsam, das Beschneiden der Klauen gegen Ende der Trächtigkeit zu vermeiden. Daß für trockenes Lager gesorgt werden muß, ist selbstverständlich. Auf reichliche Einstreu und Instandhaltung der Abflußlöcher für Jauche muß geschaut werden Zu den Futtervorräten kann Bohnen- und Gerstenstroh hinzugekauft werden. Die Böcke sind nach der Deckzeit in guter Pflege zu halten. Kraftfutter muß ihnen nach wie vor gereicht werden. Ritzen im Dache des Ziegenstalles, die bei Schneeschmelze das Wasser hindurchlassen, sind auszubessern.

Erste Frucht und Düngung auf Neuland

Besonders neue Anlagen von Kleingärten werden vielfach auf Neubruchboden angelegt, wie etwa die zwischen Bismarck- und Königshütte. Ein solcher Boden ist allzu oft mit Säuren durchsättigt und enthält auch meist unverweste organische Stoffe Es gibt Pflanzengattungen die solche Bodenverhältnisse gern haben. Zu diesen gehören die Nachtschattengewächse — Kartoffeln, Tomaten, das schwarze Bilsenkraut — und von den Blumen die Petunien. Sie lieben entweder angesäuerten Boden oder sie lassen sich durch den Säuregehalt im Boden in ihrer Entwicklung nicht stören. Alle diese Pflanzengattungen bauen ein äußerst starkes Blätterdach, durch welches sie dem Boden viel Feuchtigkeit erhalten. Diese fördert wiederum die Verwesung aller im Boden vorhandenen rohen Stoffe und ruft zugleich eine gute Bodengare hervor. Durch die vielen Hackarbeiten, z. B. bei den Kartoffeln, werden diese Vorgänge unterstützt und beschleunigt.

Man würde aber mit den Erträgen der Gartenflächen nicht zufrieden sein können, wenn man den Boden nicht von Beginn des Anbaues düngen würde. Der Hauptdünger ist der Stalldung oder der Pferdekot, der auf den Straßen der Stadt in großen Mengen zusammengefegt wird. Gute, mit Jauche durchtränkte Komposterde, würde sich auf dem Neulandboden gut bewähren. Gelbe Lupinen können solchen Boden gleichfalls verbessern, wobei man allerdings auf eine Jahresernte verzichten müßte. Am einfachsten und besten wird man auf einem Neubruchboden zu einer guten Pflanzenkultur durch vergorenen Stalldünger gelangen. Dieser bildet bald Humus und enthält alle Pflanzennährstoffe in leicht löslicher Form

Ganz verkehrt wäre es aber, auf vollkommen humusleerem Boden, wenn er noch dazu sandig sein sollte, sogleich mit mineralischen, den künstlichen Düngemitteln, zu kommen. Sie würden ohne Wirkung bleiben, würden zum mindesten aber die Erwartungen enttäuschen. Zu ihrer Verwendung gehört eine rege Bodentätigkeit sowie ein gewisser Feuchtigkeitsgehalt, was sich nur im Boden mit einem guten Kulturzustande befindet. In einem Neubruchboden fehlen vor allem die Bakterien der Fruchtbarkeit, die sich nur im natürlichen Dünger bilden und vermehren können, im alleinigen künstlichen Dünger dagegen gar nicht. a.

Eierschalen

Hühnern, die legen, wirft man gern die Schalen verbrauchter Eier vor. Sie brauchen sie zur Herstellung der Schale ihrer Eier. Nur muß dabei manche Vorsicht angewendet werden. Man darf die Schalen nie zu lange aufbewahren; denn an ihnen bleibt immer etwas Eiweiß zurück, das einen üblen Geruch annimmt, der den Hühnern widerlich schmeckt und auch zu Verdauungsstörungen führen kann. Ganz abwegig ist es, Schalen von ausgeschlüpfter Brut den Legehühnern vorzuwerfen; sie beherbergen verschiedene Parasiten, die den Tieren gesundheitlich schaden. Wenn man schon die Eierschalen gern verfüttern will, so legt man sie vorher aufs Feuer, um sie durchzubrennen. In diesem Zustande sind sie dann für die Legehühner unschädlich. a.

Säugende Kaninchenhäsinnen

Sie sind vielfach sehr schreckhaft und eilen bei jeder Beunruhigung auf das Nest los, um die Jungen zu schützen. Kaninchenart ist es, mit den Hinterläufen, besonders bei Witterung einer Gefahr, aufzuschlagen. Dabei kann die Häsin besonders den unbeholfenen Jungen leicht Schaden zufügen oder sie gar töten. Daher sind Beunruhigungen und Aufregungen der säugenden Häsinnen streng zu vermeiden. a.

Ernährung neugeborener Kälber

In vielen Wirtschaften verweigert man dem neugeborenen Kalb für längere Zeit die Milch von der Mutterkuh. Man hält das Kolostrum — polnisch siara — in der Milch der frischmelkenden Kuh für Gift, das dem Kalbe schaden könnte. Dieser Standpunkt ist durchaus falsch, denn die Natur sorgt da schon selber vor. Der Darm des Kalbes enthält das sogenannte Kälberpech, das beseitigt werden muß. Das geschieht auf die natürlichste Art durch die Kolostrummilch. Außerdem enthält diese alle diejenigen Bestandteile, die der junge Organismus notwendig braucht. Natürlich muß bei der Ernährung mit dieser Milch Maß gehalten werden. Vor allem reicht man sie dem Kalbe nicht gleich nach der Geburt. Es ist gut, wenn man damit einige Stunden wartet. Auch zwölf Stunden kann es dauern, bis man das neugeborene Kalb tränkt. Eine Menge von 1½ bis 2 Litern reicht für die erste Mahlzeit völlig aus. Dann ist das Tränken des Kalbes mit der Muttermilch zweifellos am nützlichsten Hat aber die Kuh nach dem Kalben Euterstörungen, so ist die Milch unbedingt auszuschließen. Bleibt die Kuh länger als gewöhnlich mit der Nachgeburt stehen, so sind Entzündungen zu befürchten, an die sich in den meisten Fällen Fieber anschließt. Milch von einem fieberkranken Tiere ist dem Kalbe schädlich. Ernstere Verdauungsstörungen, bei welchen die Mutterkuh Durchfall bekommt, können dazu führen, dem Kalbe die Muttermilch, wenn auch vorübergehend, zu entziehen.

Ist man genötigt, von der Muttermilch Abstand zu nehmen, so ist es gut, dem Kalbe die jedesmalige Menge von dem Gemelk mehrerer Kühe, die im Stalle stehen, zusammenzustellen; denn es läuft die Milch von Kühen aus verschiedenen Zeiten des Abkalbens hier zusammen. In einer solchen Milch wird es weder an dem nötigen Eiweiß, noch an Fett, noch an Mineralstoffen fehlen. Sollte sich in einem Gemelk ein Krankheitsstoff finden, so wird dieser bei der Verteilung der ganzen Menge meist nicht gefährlich. a.

Besondere Pflege der Legehennen

Die Hennen sollen bald Bruteier legen und sollen auch darnach brüten. Sie brauchen schon geraume Zeit vorher kräftiges und vielseitiges Futter; denn die Keime für die späteren Bruteier beginnen bereits längere Zeit vorher zu wachsen. Auch der ganze Organismus der Henne muß gesund sein, was an der intensiven Fleischfarbe der Kämme zu bemerken ist Nur ein kräftiger und gesunder Organismus kann den Eiern und damit auch den Küken die nötige Lebenskraft mit auf den Weg geben.

Man versäume nicht, die Legehühner mit einer Beimischung von gutem Hafer zu füttern. Er kann gequetscht, geschrotet oder gekeimt sein. In diesem Zustande bei grünen Keimen ist er den Hühnern am zuträglichsten. Zu diesem Zwecke verwende man flache Holzkästen, — ihre Größe richtet sich nach der Anzahl der Hühner —, fülle sie mit Haferkörnern, befeuchte sie mit lauem Wasser und stelle den Kasten an einem warmen Platz. Es kann auch ein dunkler Ort sein, da zum Keimen kein Licht nötig ist. Erst nach dem Keimen stelle man den Kasten mit seinem Inhalt an einen gutbeleuchteten Ort. Färben sich die Keime grün, dann kann die Fütterung mit dieser Frucht beginnen. a.

Begegnungen mit Grossen

Mussolini orakelt

Von Austriacus.



Im Vorzimmer des Duce trifft man sich, wie man einander zur Mittagsstunde auf dem Corso Umberto begegnet. Exzellenzen und solche, die es werden wollen, Finanzgewaltige, schöne Frauen, Reporter, Fachisten aller Grade, Deputationen. Ein Huissier schmettert plötzlich in die Luft: „Exzellenz lassen bitten."

Hier, im Palazzo Chigi, hochparterre links, sind einmal die österreichisch-ungarischen Botschafter zu Hause gewesen. Heute thront der Allgewaltige selber in ihrem Kabinett. Ein überdimensionales Kabinett ist das. Groß wie eine Reitschule, voll düsterer Pracht, wie der sterbende Palast aus der Legende. Ständig in Halbdunkel getaucht. Grün und gefährlich leuchtet, vom Jenseits herüber — nein, nur vom anderen Ende des Saales — das Augenpaar des allersouveränsten Herrschers dieser Welt. Hoch aufgereckt steht er vor seinem Schreibtisch. Läßt den Besucher auf sich zukommen. Reicht ihm die Hand, wie es keine Hofetikette prunkvoller vorschreiben könnte.

Mussolini ist der beste Redner der Welt. Ein Staatsmann, der einen Heldentenor lehren könnte. Das ist sein Geschäft. Und darüber hinaus ist er der unterhaltendste Plauderer. Mit deutschen Besuchern spricht er vom Kegelschieben und Walter von der Vogelweide. Wer könnte da so kleinlich sein, noch daran zu denken, daß der Duce eben diesen Walter einmal in öffentlicher Rede als einen Zwerg im Vergleich zu Dante bezeichnet hat?

Irgendwie leuchtet plötzlich das Wort „Brennergrenze" im Gespräch auf. Da ist alle Unbefangenheit verflogen. Schwere Schatten lasten auf dem halbdunklen Zimmer. Jedes Wort des Duce, vorsichtig und nachdenklich ausgesprochen, ist ein Programm. Nur, daß man Programme nicht überschätzen soll. Das Leben ist doch ganz anders. Und Mussolini, der Zauberer, hat seine magische Gewalt der Rede und der Verführung vielleicht gerade daher, daß er das Leben, das Leben selber ist.

im WALD und auf der HEIDEN

Schwimmende Inseln und Moore an der deutschen Nordseeküste

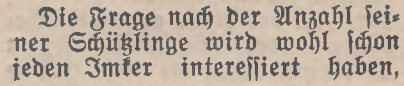
Der römische Geschichtsschreiber Plinius erzählt in seinem Buch über Germanien von ungeheuren Eichen, die, am Meerufer wurzelnd, „von den Fluten untergraben oder vom Sturm gefällt, große Inseln mit sich fortreißen, welche ihre Wurzeln umfassen. So treiben sie, geradestehend, auf dem Meere", zum Schrecken der römischen Flotten.

Diese schwimmenden Inseln gehören durchaus nicht, im Gegensatz zu manchen anderen Berichten der römischen Geschichtsschreiber, in das Reich der Fabel. In den Watten unserer deutschen Seeküsten findet man in und unter den Marschen und unter dem Schlick vertorfte, auf eigentümliche Art zersetzte, schwarz oder braun gewordene Pflanzenmassen oder -reste, also richtiggehende Moore. Während man sonst aber Moore meist in Süßwassergebieten antrifft, sind solche Erscheinungen hier an der Meerküste zu finden, und diese Eigentümlichkeit hat eine lebhafte Diskussion über die Frage ihrer Herkunft ausgelöst.

Der Chronist Heimreich berichtet: „Es soll um diese Zeit das Moor aus Island mit dem Nordwesten Winde an einem großen, dicken und finstern Walde, so der düstere Damswald geheißen... seyen angekommen und sich auf gedachtem Walde niedergelassen haben." Und er weist zur Bekräftigung auf die Beschreibung der Niederlande von Jacobi Meyer hin: „...daß bei St. Omer in Artois viele Eiländer in einem Pful oder See liegen, die hin und wieder schweben und mit Graß und Bäumen seyn bewachsen, und wenn man ein Tau oder Strick an einem Baum festmachet, man dieselbe könne hin und herziehen, obschon sie so groß seyen, daß auf etlichen unzählige Kühe und Schafe weiden."

Eine andere Möglichkeit, wie die untermeerischen Wälder entstanden sein können, ist die, daß die Bäume erst auf den schwimmenden Inseln Wurzel gefaßt und diese dann, durch ihre immer größere Last, in den weichen Meeresschlamm gedrückt haben.

Der Reisende J. G. Kohl fand an der Küstenstrecke zwischen Elbe und Ems zahlreiche Beweise, daß die Nachrichten über schwimmende Inseln sich auf losgerissene Moorstrecken beziehen, „die, wenn das Wasser niedrig ist, ruhen, während sie bei hohem Stande des Wassers, wo es zwischen Sand und Moor eindringt, in die Höhe gehoben werden und auf dem Wasser schwimmen. Auf diesen Mooren liegen Häuser, ja ganze Dörfer, welche jährlich diese Hebung und Senkung samt der Grund- und Bodendecke, auf der sie ruhen, mitmachen. Sie steigen im Frühling bei hohem Wasser sechs, acht, ja zehn Fuß und lassen sich im Sommer, wenn es trocken ist, mit ihrem Moore wieder auf dem Sande nieder. Ich war selbst in mehreren solchen schwimmenden Dörfern."



Wieviel Bienen bewohnen einen Stock?

Die Frage nach der Anzahl seiner Schützlinge wird wohl schon jeden Imker interessiert haben, und alle Bienenzüchter werden es freudig begrüßen, daß jetzt eine Fabrik, die sich mit der Herstellung feinster Meßinstrumente beschäftigt, einen Apparat herausgebracht hat, der es ermöglicht, die Bienen, die in einen Bienenstock einfliegen, zu zählen. An der Einflugsöffnung wird ein kleines, höchst empfindliches Mikrophon angebracht, das das geringste Geräusch verzeichnet. Es gibt also auch das Kriechen der einzelnen Bienen wieder Die schwachen Ströme, die dadurch ausgelöst werden, setzen einen Zählapparat in Bewegung, dessen Zeiger um so weiter ausschlägt, je stärker die Ströme sind, je mehr Bienen also das Flugloch passieren. Durch eine Verengung des Flugloches ist dafür gesorgt, daß die Bienen nicht fliegend in den Stock gelangen. Jede einzelne ist so gezwungen, durch das Flugloch zu kriechen und sich dadurch selbst zu verzeichnen. Das Mikrophon fängt sogar das Geräusch auf, das entsteht, wenn eine einzelne Biene einen ihrer Füße im Gelenk biegt.



Wölfe

Besuch bei Kemal Pascha

Von Dr. E. Lincke.



Als ich in Angora meinen Wunsch äußerte, den geistigen Kopf der neuen Türkei sprechen zu dürfen, meinten die behördlichen Autoritäten, es ginge sehr schwer, es wäre sogar aussichtslos. Dennoch sollte nichts unversucht bleiben, und nach zwei Tagen bekam ich telephonisch die Mitteilung, daß ich im Parlament erscheinen möchte. Nach wenigen Minuten war ich schon die kleine Treppe hinaufgeeilt und wurde von einem Beamten in ein modern eingerichtetes Arbeitszimmer geführt, wo der Ghazi an einem großen Diplomatenschreibtisch saß und Aktenstöße durchblätterte. Er stand auf, reichte mir die Hand und bot mir liebenswürdig Platz an. Dann schob er einen Zigarrenkiste vor und fragte nach meinem Wunsch.

„Sagen Sie bitte, was erzählt man sich über uns in der zivilisierten Welt?"

Ich unterrichtete ihn objektiv und gab meiner Ansicht und Zufriedenheit Ausdruck, die ich mit der unseres Leserkreises identifizieren wollte.

Aber da unterbrach er mich wieder:

„Glauben Sie im Ernst daran? Und jene Kreise, die uns früher ausgebeutet haben, haben doch immer wieder versucht, das Ausland gegen uns zu stimmen, indem sie von einer Schreckensherrschaft in der Türkei und einer Unterjochung sprachen."

Und mit diesen Worten erhebt er sich und verabschiedet mich in herzlichster Weise.

FÜR DIE JUGEND

Gebetmühlen

In den buddhistischen Tempeln des großen Landes Tibet stehen unzählige große Zylinder, aus Metall und Holz hergestellt, die sich durch einen leichten Handdruck in drehende Bewegung versetzen lassen. Ueber und über sind sie mit Schriftzeichen bedeckt, die in tausendfacher Wiederholung den bekannten Satz: „Om mani padme hum“ (Alles Leben im Lotos) wiedergeben.

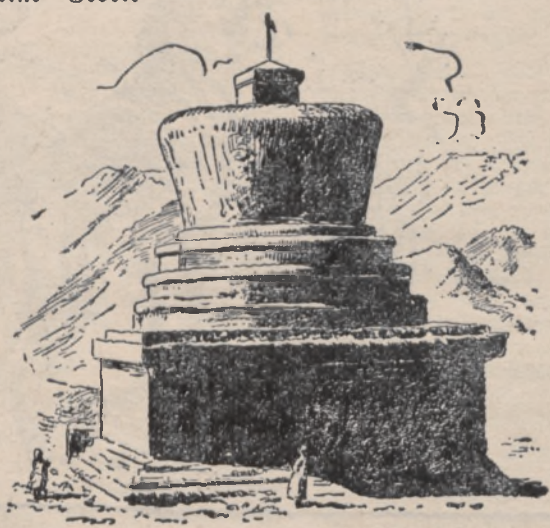


Tibetaner mit Gebetmühle

Nach dem Glauben der Tibetaner, braucht man seine Gebete nämlich nicht selbst herzusagen, es genügt, sie z. B. auf eine Trommel zu schreiben, oder wie hier auf diesen großen drehbaren Zylindern anzubringen, und diese in Umdrehung zu setzen; steht nun also auf dem Zylinder das oben erwähnte Gebet tausendmal aufgezeichnet, so steigt es bei jeder Umdrehung, tausendmal zum Himmel auf. Je eifriger nun eine solche Gebetsmühle von dem Gläubigen gedreht wird, um so millionenfacher steigen seine Gebete zu Gott Buddha empor.

Ja, man braucht die Gebetmühlen nicht einmal selbst zu drehen, sondern kann dem Wind oder einem Wasserlauf diese Arbeit überlassen, der dann endlos Tag und Nacht das fromme Werk besorgt, indeß der Gläubige oder vielmehr Eigentümer der Gebetmühle ruhig seiner weltlichen Beschäftigung nachgeht. Für den Hausgebrauch werden kleine Gebetmühlen benutzt, ebenfalls kleine sich drehende Zylinder mit Handgriff, die in ihrem Innern Papierstreifen mit dem aufgeschriebenen Gebet enthalten und ständig in Bewegung gehalten werden.

Man betet in diesem sonderbaren Lande im Innern Asiens nicht allein mit den Lippen und dem Herzen, sondern auch wie eben beschrieben, ja man bringt den Göttern sogar seine Gebete gedruckt oder geschrieben auf Felsplatten, die lange Mauern bilden, dar. In der Nähe geweihter Gebäude oder Bergpässe stehen Steinpyramiden, die diese Gebete tragen. Der Tibetaner, der fleißig seine Gebetmühle betätigt, ist fest davon überzeugt, durch diese Handlung seine Wiedergeburt im Paradies zu erwirken. C. W. K.

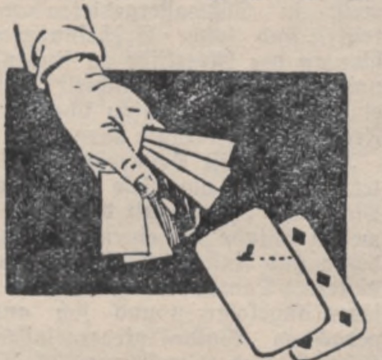


Gebetspyramide

Wie man eine Spielkarte aus einem Spiel erscheinen läßt

Man fordert jemanden auf, eine gezogene Karte in ein Spiel hineinzustecken, das man ihm entgegenhält, und behauptet, daß die Karte auf Befehl langsam oder schnell, wie es gewünscht werde, aus dem Spiel herauskommen werde.

So schwierig diese Aufgabe zunächst aussieht, so leicht ist sie auszuführen. Man hat nämlich das Spiel „vorbereitet“, indem man zwei Karten in etwa einem Drittel ihrer Höhe über ihrem unteren Rande durchlöchert, ein Gummibändchen hineinsteckt und es auf der Rückseite der beiden Karten verknotet, so daß es nicht hindurchrutschen kann. Zwischen die beiden so verbundenen Karten hält man unauffällig den Zeigefinger und streckt dann das ganze Spiel dem Mitspieler so entgegen, daß er die gezogene Karte zwischen die präparierten Karten hineinsteckt.

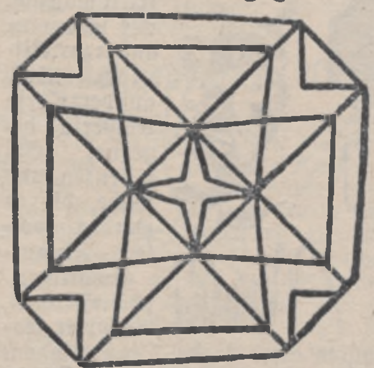


Der Vorführer stößt sie dann vollständig in das Spiel hinein, so daß dadurch das Gummiband gespannt wird. Jetzt drückt man das Spiel fest zusammen, so daß sich die Karte nicht bewegen kann.

Soll sie plötzlich herauskommen, so läßt man plötzlich das Spiel locker, so daß die hineingesteckte Karte emporgeschnellt wird; soll sie allmählich erscheinen, so lüftet man die Finger nur ein wenig. Man kann auch die Behauptung aufstellen, daß die Karte nach rechts oder links herausspazieren werde; man braucht dann nur je nachdem den linken oder rechten Rand des Spieles zusammenzuhalten.

—○—

In einem Zug



Wer kann die obige Figur in einem Zug zeichnen? Es ist nicht so furchtbar schwer, wie es aussieht, und es geht sogar, ohne daß man Linien zu durchkreuzen braucht.

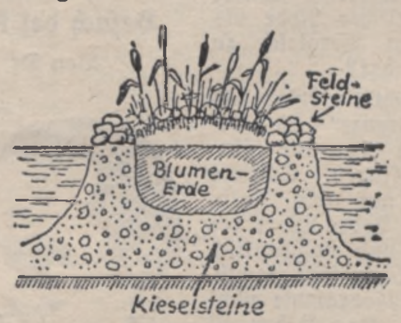
—○—

Das Alter von Perlen

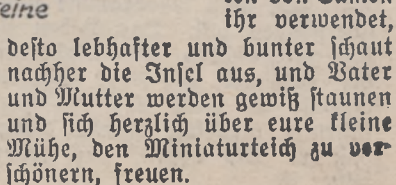
Bei Ausgrabungen in Kalifornien sind Perlen gefunden worden, deren Alter von Sachverständigen auf 25 Millionen Jahre geschätzt wird. Ihre chemische Zusammensetzung beweist, daß sie unseren heutigen Perlen völlig gleich sind und zweifellos auch von einem Weichtier, ähnlich unserer Perlenauster, abstammen. Diese Perlen haben trotz ihres hohen Alters noch heute einen matten Glanz. Aehnliche Perlen sind bisher nur einmal in England und in Texas gefunden worden.

Eine Ueberraschung

Ich will euch einen Vorschlag machen: am nächsten Sonntag, den ihr unbeschäftigt seid, geht ihr in Vaters Garten. Wenn in diesem Garten, wie man das ja häufig findet, ein kleiner Teich vorhanden ist, könnt ihr dem Vater und auch eurer Mutter eine Freude bereiten, die euch überhaupt kein Geld, sondern nur etwas Mühe kostet, euren Eltern aber den ganzen Sommer viel Vergnügen bereiten wird. In der Mitte des kleinen Teiches, den es zu verschönern gilt, errichtet ihr aus fester Lehmerde oder mittelgroßen Steinen einen Wall (siehe auch unsere Abbildung) und macht ihn so hoch, daß er gerade bis an die Wasseroberfläche ragt. Auf die obere Wallkante legt ihr dann schöne, bunte Feldsteine, die ihr am Wegrain sammeln könnt und füllt das Innere des Walles mit guter Blumenerde aus. Wenn ihr nun, sobald es wärmer geworden ist, Schilfsamen verschiedener Sorten in die Erde bringt, wird es gar nicht lange dauern, bis die grünen Gräser aus der Erde sprießen, und der ganze Wall schließlich einer lustigen, kleinen Insel gleicht. Je verschiedenere Arten von Samen ihr verwendet,



desto lebhafter und bunter schaut nachher die Insel aus, und Vater und Mutter werden gewiß staunen und sich herzlich über eure kleine Mühe, den Miniaturteich zu verschönern, freuen.



Denksportaufgabe

Ein Schleppdampfer brachte einen Zug von sechs Lastkähnen in fünftägiger Fahrt von Köln nach Mannheim. Da der Wasserstand des Rheins gerade gering war, konnten alle Brücken passiert werden, ohne daß der Schornstein umgelegt zu werden brauchte. Unmittelbar nach der Ankunft in Mannheim wurde die Rückreise angetreten. Obwohl sich der Wasserstand inzwischen nicht geändert hatte, kollidierte jetzt die Spitze des Schornsteins in der Nähe von Koblenz mit einer Brücke, da der Kapitän verabsäumt hatte, den Aufsatz umlegen zu lassen.

Womit hatte er nicht gerechnet?

Lösung: Der Kohlenvorrat, der bei Schleppdampfern naturgemäß im Verhältnis zur Größe sehr erheblich ist und daher auf den Tiefgang des Fahrzeugs von großem Einfluß ist, war auf der tagelangen Fahrt zurückgegangen und in Mannheim nicht ergänzt worden.

Achtung! 100 000 Mk. Belohnung!

Roman von Ernst Klein

I.

Das ganze Geschäft lief zusammen. Der Stammhalter des Hauses Paul Warberg erschien und quiekte ungeniert durch die eleganten Räume. Er war ein strammer Gesell von dreieinhalb Jahren, sehr selbstbewußt und mit einem Paar funkelnder schwarzer Augen in dem gesunden, frischen Gesicht. Die Augen des Vaters.

„Ist mein Mann da?" fragte Irene. Für sie war Paul immer nur „ihr Mann". Auch dem Personal gegenüber.

Fräulein Rose, die Erste Verkäuferin, schob der jungen Frau einen Stuhl hin. „Herr Warberg hat Besuch. Soll ich ihm sagen, daß gnädige Frau hier sind?"

„Ach nein — wir warten schon! Wir wollen Papa nicht stören. Nicht wahr, Fredy?"

Der Stammhalter war einverstanden. Er kletterte der Mutter auf den Schoß, und Fräulein Rose nahm aus einem der Glasschränke ein paar Brillantringe und Armbänder, um sie vor seinen verzückten Augen tanzen und funkeln zu lassen. Wenn so recht die Farben der Facetten blitzten, geriet der Bub außer sich. Und seltsam — er hatte auch, so klein er war, bereits Verständnis für diese kostbaren Dinge. Er fuhr nicht mit täppischen Fingern nach ihnen, sondern nahm sie sorgsam aus der Hand der Verkäuferin und hielt sie kunstgerecht gegen das Licht. Hin und her drehte er die kostbaren Steine. Unermüdlich war er in dieser Spielerei. Erbschaft des Vaters . . .

„Der geborene Juwelier!" lächelte Fräulein Rose glücklich.

Irene nickte. Sie freute sich über die Freude ihres Kindes und nahm an seiner Begeisterung begeistert teil, obwohl Steine ihr nichts sagten. Sie hatte nicht viel übrig für Schmuck; er war ihr zu kalt, und deshalb für sie auch unpersönlich. Ihrem Mann war jeder Stein etwas anderes, etwas Neues, mit Seele und Gefühl. Sie hatte eine Menge Ringe, Broschen, Armbänder und dergleichen zu Hause. Trug sie aber nie. Nur wenn sie mit Paul ausging, dann schmückte sie sich ihm zuliebe.

„Wir haben ein paar sehr schöne neue Schulterbänder. Darf ich sie der gnädigen Frau zeigen?" schlug Fräulein Rose vor.

„Oh, ich möchte sie sehr gern sehen! Nicht wahr, Mama, wir schauen uns alles an, was Papa macht?" Fredys schwarze Augen funkelten so wie die Steine vor ihm. Irene lächelte der Verkäuferin freundlich zu.

Paul Warberg war nicht nur ein großer Juwelier, sondern, zum Unterschied von seinen meisten Kollegen, auch ein ausgezeichneter Goldschmied. Im Hof hinter den Verkaufsräumen hatte er eine Werkstatt, in der nach seinen eigenen Entwürfen gearbeitet wurde. Es waren kleine Kunstwerke, die aus diesem Hof den Weg in die Welt fanden.

„Das ist doch entzückend!" meinte Fräulein Rose und hielt Irene eine Schulterspange hin. Ein zierliches, mit Brillanten besetztes Bändchen aus Weißgold, das dazu diente, das dekolletierte Kleid auf der Schulter zu halten. Eine Erfindung Pauls, die großes Aufsehen machte. In der Rue de la Paix und in Regent Street wurde sie bereits eifrigst kopiert.

„Man kann natürlich die Steine nach der Farbe der Toilette wählen. Smaragde, Saphire, auch Topase, Amethyste — gerade, wie man es braucht. Wir verkaufen sehr viel davon. Ein ausgezeichnetes Geschäft!" rühmte Fräulein Rose.

Für Irene war das zierliche Schmuckstück nur deshalb interessant, weil Paul es gemacht hatte. Sein Geist, sein Schönheitssinn hatten es geschaffen. Darum war es ihr lieb; darum gefiel es ihr. „Eigentlich könnte ich mir auch so eine Spange zulegen . . ."

In seinem kleinen Büro saß Paul Lilly gegenüber. Er war mißgestimmt, und zwischen seinen Brauen lag eine tiefe Falte. „Nein, Lilly, es geht wirklich nicht mehr! Du bist eine so kluge und verständige Frau und willst nicht einsehen, daß ich dieses Doppelleben nicht weiterführen kann?"

„Es ist doch nicht meine Schuld," antwortete sie. Es war Bitterkeit in ihrer Stimme; beinahe Schmerz.

Er blickte überrascht zu ihr auf. Sie war groß und schlank. Ihr Gesicht schön, auffallend schön sogar. Rasse darin, Temperament, Persönlichkeit. Ueber einer niedrigen weißen Stirn rabenschwarzes Haar, das sie glatt zurückgestrichen trug. Abgrundtief die Augen, etwas schräg zu der schmalen Nase gesetzt. Die Haut im Ton alten Elfenbeins. Der Mund groß, aber wohlgeformt.

Das war Lilly Eyrand, eine jener Schauspielerinnen Berlins, deren Name allein schon genügte, ein Theater Abend für Abend zu füllen. Wo sie herkam, wußte kein Mensch. Geheimnisvolles Dunkel macht eine schöne Frau nur noch interessanter; und sie war klug genug, nicht außer acht zu lassen, was ihren Reiz erhöhte. Die Männer bewunderten sie; die Frauen ahmten ihr nach. Ihr Ruf —? Er muß dem Teufel zu schlecht gewesen sein; sie hatte die Schönheit eines jener Engel, die aus dem Paradies stürzten, und auch ungefähr dieselbe Moral.

Sie liebte Paul Warberg; hatte ihn geliebt, ehe er noch Irene Leffler heiratete, die unschuldige Tochter eines hochachtbaren Bürgerhauses. Sie hatte ihn damals nicht freigegeben. Sie hatte ihn festgehalten: „Ich leih' dich nur diesem Gänschen!"

„Gewiß ist es nicht deine Schuld, Lilly," sagte Paul ruhig und begütigend. „Ich liebe doch nun einmal Irene. Ich habe ein Kind, das ich anbete. Es klingt vielleicht geschwollen, phrasenhaft, aber . . ." Er stand mit heftigem Ruck auf und trat dicht vor sie hin. „Willst du denn nicht einsehen, daß mir das Leben jetzt Werte gibt, die ich früher nicht gekannt habe?"

„Das sagst du mir?"

„Es ist doch besser, die Wahrheit zu sagen, Lilly, als immer so umeinander herumzureden. Wir haben

uns geeinigt, unsere Beziehungen auf die rein geschäftliche Seite zu beschränken — —“

„Und von denen willst du dich jetzt auch freimachen?“

„Ich sage dir ja: ich muß! Ich kann nicht auf der einen Seite den hochanständigen Familienvater spielen, auf der anderen Seite . . .“ Er zuckte die Achseln, und die Falte auf der Stirn vertiefte sich. „Es geht nicht!“

„Es muß gehen!“ Ihre Stimme war hart und unnachgiebig. Sie hatte ihn in der Gewalt und war nicht die Frau, auf diese Macht zu verzichten.

Er antwortete nicht, sondern trat an das vergitterte Fenster, das auf den Hof hinausging. Den Rücken kehrte er ihr zu; aber daran, daß seine Hände sich öffneten und wieder zusammenballten, erkannte sie, wie tief ihre Antwort ihn traf. Es war ihr Triumph, den sie nie genug auskosten konnte, ihn so zu quälen. Sie hielt ihn nur deshalb, um ihn quälen zu können. So konnte er nie Eigentum der anderen werden . . .

„Ich sehe, du fängst an, wieder dramatisch zu werden,“ sagte sie, indem sie sich erhob und langsam den einen Handschuh anzuziehen begann. „Ueberleg dir die Sache! Das heißt —: Du hast ja gar nichts zu überlegen; du mußt es einfach tun, Paul! Ich sage dir ein für allemal: Wenn ich auch auf den Geliebten verzichten mußte — auf den Kompagnon verzichte ich nicht. Und Robert denkt auch nicht daran!“

Ein verächtliches Achselzucken Pauls. „Robert —“

„Immerhin: er gehört zu uns!“

„Zu dir!“

Ihr dünner Mund verzog sich zu einem spöttischen Lächeln. „Wie du willst! Auf jeden Fall aber will ich, daß die Sache mit Natters gemacht wird. Wenn sie gelingt, können wir eine glatte Million dabei verdienen.“

Er fuhr herum. In seinem hübschen Gesicht zuckten Wut und Verzweiflung. „Ich mach' nicht mehr mit, Lilly! Ich hab' auch kein Vertrauen mehr zu mir. Ich bin nicht mehr sicher. Ich denk' immerfort an Irene, an das Kind. Bei der letzten Geschichte in Baden-Baden im Kurhof bin ich nur mit knapper Not herausgekommen. Ich will nicht mehr! Ich habe zuviel aufs Spiel zu setzen. Du mußt den Bogen auch nicht überspannen! Verstehst du?“

Sie sprachen beide mit halblauter Stimme, vergaßen nicht, daß keine allzu starke Tür sie von den Verkaufsräumen trennte. Doch Leidenschaft und Erbitterung kämpften um so gewaltiger miteinander. Der Mann wollte frei werden; die Frau wollte ihn nicht freigeben.

„Du hast auch nur an dich gedacht, als du Irene heiratetest. Du kannst es mir also nicht übelnehmen, wenn ich an mich denke.“ Sie lachte leise auf. „Und übrigens —: Woher kommt diese vornehme Firma Paul Warberg und Compagnie? Unter den Linden stehst du da, groß, in der ganzen Welt berühmt! Ehrliche Arbeit, mein Lieber? Von der Pike auf gedient? Geh mal zu deiner Mutter, die so stolz auf dich ist, und setze ihr auseinander, woher die Mittel stammen —!“

Er stöhnte und wendete sich ab.

„Also, ich gehe jetzt!“ wiederholte sie. „Ich bin nächsten Sonnabend beim alten Natters eingeladen, und da werde ich mir die Lokalitäten mal genauer ansehen. Ich verstehe ja nicht, wie man ein solcher Narr sein kann, die Perlen im Hause zu behalten.“

Sie öffnete die Tür, und er folgte ihr. Sie hatten sich beide gut in der Gewalt; denn als sie vorn erschienen, konnte niemand ahnen, mit welcher Erbitterung sie eben noch gegeneinander gestanden hatten.

„Also, Herr Warberg, ich habe Ihr Wort, daß ich den Ring spätestens übermorgen bekomme?“

„Selbstverständlich, gnädige Frau!“ Er war jetzt ganz der Chef, der den Wünschen einer guten Kundschaft zu dienen bereit ist.

„Papa!“ trompetete ihm eine helle Stimme entgegen, und Fredy rannte mit weitausgebreiteten Aermchen auf ihn los. Er hob ihn zu sich empor.

„Ach, ist das ein reizender Kerl!“ rief Madame Eyrand. „Wohl der Stammhalter?“

Sie beugte sich vor, um den Jungen zu streicheln. Doch der zuckte zurück. Kinder wittern böse Menschen besser als die Erwachsenen. Er drückte sich scheu an die Brust des Vaters. Die feinen Nüstern Lilly Eyrands zitterten, und sie senkte die Augen, damit niemand die aufsteigende Wut in ihnen erkannte.

Irene hatte sich erhoben und wartete auf ihrem Platz. Die Schauspielerin blieb vor ihr stehen, scharmanteste Liebenswürdigkeit. „Also, das ist die Beneidenswerte, der es geglückt ist, einen so flatterhaften und unbeständigen Vogel wie Paul Warberg einzufangen! Ich habe mir immer gewünscht, Ihnen, gnädige Frau, persönlich zu gratulieren!“

Sie hielt ihre Hand hin, und Irene, nach einem fragenden Blick auf Paul, ergriff sie. Zum erstenmal standen die beiden Frauen einander gegenüber. Irene hatte die berühmte Schauspielerin des öfteren auf der Bühne gesehen, doch Paul hatte es immer verstanden, eine persönliche Berührung zwischen ihnen zu verhindern, obwohl Lilly mehr als einmal verlangt hatte, daß er sie mit seiner Frau bekannt mache. In diesem einen Punkt war er fest geblieben; nun hatte sie ihn auch hier überrannt.

Während sie einander zulächelten und höfliche, sogar liebenswürdige Worte tauschten, maßen sich die beiden Frauen. Irene hatte nie Eifersucht empfunden. Sie wußte, daß Paul vor ihr nicht gerade das Leben eines Anachoreten geführt hatte. Er war hübsch, elegant, voller Lebensfreude. Die Frauen waren ihm nachgelaufen, hatten ihn verwöhnt. Und jetzt, da er sein eigener Herr war, sein prächtiges Geschäft Unter den Linden hatte, waren sie seine besten Kunden. Trotzdem kannte Irene keine Eifersucht, weder auf die Vergangenheit noch auf die Gegenwart. Sie wußte, daß er ihr gehörte, daß er sie liebte. Und sonst —? Sie war selbst bildhübsch, jung und fürchtete keine Nebenbuhlerschaft.

Doch dieser großen, schlanken Frau gegenüber, hinter deren Lächeln sie den Hochmut spürte, fühlte sie sich zum ersten Male unsicher. Irgendein unangenehmes Gefühl kroch ihr in der Seele herauf. Sprach diese Frau nicht so, als wenn sie irgendein Anrecht auf Paul hätte oder gehabt hätte?

Lilly Eyrand bewunderte die Schulterspangen und wählte zwei davon aus, eine mit Brillanten, die andere mit Rubinen. „Fabelhaft! Eigentlich müßten Sie mir die Dinger schenken, Herr Warberg!“ rief sie. „Ich werde bei der Premiere übermorgen Reklame für Sie machen!“

„Gnädigste haben ohnehin Vorzugspreise bei mir!“ erwiderte er lächelnd; doch das Lächeln war nur auf seinem Mund, nicht in seinen Augen. Irene sah das sehr wohl.

Die Schauspielerin verabschiedete sich. „Also nicht den Ring vergessen! Ich bin abergläubisch! Ich trage ihn bei jeder Premiere!“

Paul geleitete sie bis zur Tür und kam dann zu Irene zurück. Er war sofort ein anderer.

„Papa," kündigte sein Sohn ihm an, „du mußt Mama deine Spangen schenken. Nicht dieser bösen Tante da! Die mag ich nicht! Und sie will alles geschenkt haben! Mama soll die Spangen tragen! Die sind so schön! Nein — so schön!"

„Kinder und Narren — —!" lachte Paul und wählte zwei der kostbarsten Stücke aus. „Jetzt fehlt bloß noch die Toilette dazu!"

Irene schüttelte den Kopf. Sie war eine sparsame Hausfrau und wollte eigentlich gegen die Toilette wie gegen die Spangen protestieren. Als sie die Freude in den Augen Pauls sah, gab sie glückselig nach.

Zwei Herren traten ein. Der eine groß, elegant und gut gekleidet, der andere klein und beleibt, mit mächtiger Intelligenzbrille auf der Kugelnase. Eine der Verkäuferinnen erkundigte sich nach ihren Wünschen. „Wir möchten Herrn Warberg persönlich sprechen!" erwiderte der Größere von ihnen.

Irene und der Bub zogen ab, von dem ganzen Personal zu dem kleinen Auto geleitet, das vor der Tür stand. Irene fuhr selbst. Fredy saß stolz wie ein Prinz neben ihr, und alle Leute drehten sich nach der bildhübschen jungen Sportsmutter um.

Paul führte seine Besucher in sein Büro, bat sie, Platz zu nehmen, und fragte: „Womit kann ich dienen, meine Herren?"

„Ich bin Kriminalkommissar Fechner vom Berliner Polizeipräsidium," erwiderte der Mann der Eleganz. „Hier mein Kollege Schwarz von der Landespolizei in Stuttgart! Wir möchten Sie gern in bezug auf die Affäre in Baden-Baden sprechen, Herr Warberg."

Im Gesicht des Juweliers zuckte keine Miene. Er schob den Herren Zigaretten hin und beugte sich mit dem höflichsten Interesse vor, um zu hören, was sie ihm zu sagen hatten.

„Sie werden sich doch bestimmt erinnern, Herr Warberg," begann Fechner, „daß vor drei Monaten der Reichsgräfin Sarr ihr großes Brillantdiadem gestohlen und durch ein täuschend nachgeahmtes Falsifikat ersetzt wurde? Die Gräfin hat den Umtausch erst in Paris bemerkt, etwa eine Woche später. Aber sie nimmt an, und alle Anzeichen sprechen auch dafür, daß der Diebstahl bereits im Hotel in Baden-Baden ausgeführt wurde. Da wir so gar nichts herausbekommen, flüchten wir uns wieder mal in die vierte Dimension . . ." Der Kommissar lächelte, wie wenn er um Entschuldigung für seine eigenen Worte bitten wollte. „Es muß wieder dieser verflixte Geisterdieb gewesen sein, dieser Voleur Phantôme. Gott sei Dank, daß auch die Herrschaften in New York und London ebensowenig wie die in Paris den Kerl fassen können! Eine internationale Blamage tut weniger weh als eine, die man sich allein aufs Konto schreiben muß. Immerhin: ob Geisterdieb oder nicht, dieses Diadem hat Steine enthalten, von denen, wenn ich nicht irre," — er blickte fragend zu dem Stuttgarter Kollegen hinüber — „der größte so etwa an fünfunddreißig Karat war."

„Ganz recht: fünfunddreißig Karat der größte; dann vier Steine so zwischen siebzehn und achtzehn; acht zwischen zehn und zwölf Karat," fügte Kommissar Schwarz hinzu, indem er ein kleines, abgegriffenes Notizbüchlein aus der Tasche holte und es nach der Richtigkeit seiner Ziffern befragte. „Stimmt: fünfunddreißig Karat, achtzehn und siebzehn Karat und zehn bis zwölf."

„Das sind also schon Steine, die sich nicht entmaterialisieren lassen, Herr Warberg. Irgendwo müssen sie hingekommen sein. Da wir nun absolut keine Spur haben, da weder auf dem Markt in London noch in Amsterdam auch nur einer dieser Steine aufgetaucht ist, bleibt uns eben nichts anderes übrig, als — ich möchte fast sagen — von Laden zu Laden zu gehen und zu fragen, ob man nicht irgendwo etwas darüber gehört hat. Vielleicht ist Ihnen, Herr Warberg, mal ein solcher Stein angeboten worden? Die Sache ist uns furchtbar peinlich. Die Frau Reichsgräfin hat seit dem Diebstahl nicht aufgehört, Gift und Galle um sich zu verbreiten — was man ihr ja auch nicht verdenken kann. Aber weder die Kollegen in Paris noch wir hier können ihr helfen. Es ist die alte Geschichte: Wenn d e r Kerl in Aktion tritt, arbeitet er wirklich wie ein Geist. Er verduftet — er löst sich in Aether auf, und seine Beute mit ihm. Es ist unerklärlich."

Paul hörte das Klagelied Fechners an, ohne ihn ein einziges Mal zu unterbrechen. „Ich kenne die Steine," sagte er dann. „Ich habe selbst einmal das Diadem in der Hand gehabt, und dann habe ich ja auch die Photographien vom Polizeipräsidium zugeschickt bekommen. Meiner Meinung nach, meine Herren, sind diese Steine schon längst umgeschliffen und verarbeitet worden. An diesen ‚Voleur Phantôme' glaub' ich nicht recht. Das ist gewiß eine sehr geschickte internationale Bande, die auch eine eigene Werkstatt haben muß. Man kann Steine von drei, vier, fünf, sechs Karat verschwinden lassen, aber achtzehn und gar fünfunddreißig Karat? Nein, die verflüchtigen sich nicht. Die werden vielleicht zerschnitten, wenn sie auch dadurch an Wert verlieren, auf jeden Fall aber umgeschliffen."

„Sie sind nicht der erste, der uns das sagt," gestand Fechner. „Direktor Oppen hat uns vor fünf Minuten mit demselben Trost erquickt. Aber haben Sie vielleicht eine Ahnung, Herr Warberg, wo man an die Tür dieser geheimen Werkstatt klopfen könnte?"

Paul lachte. „Ich stehe nicht an, zu erklären, daß, wenn mir diese Tür bekannt wäre, nun ja — ich selbst dorthin gehen und kaufen würde. Aber so? Es hat vor Jahren einmal — soweit ich mich erinnere — in Paris in der Rue St. Honoré einen ganz kleinen Goldschmied gegeben. Ich weiß nicht mehr recht, wie der Mann hieß. Er ist verschwunden; doch von ihm, weiß ich, wurde allerlei gemunkelt. Zu dem sollen sogar Steine aus Amerika gekommen sein. Vielleicht, daß man in der Rue St. Honoré anfängt. Der Mann ist allerdings, soviel ich mich besinnen kann, seit fünf oder sechs Jahren von dort fort."

Die beiden Kommissare erhoben sich. „Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie dankbar wir Ihnen sind," sagte Fechner, indem er die Hand des Juweliers herzhaft schüttelte. „Endlich etwas, wonach man greifen kann. Ein Name ist da, und vor allen Dingen: Wir können den Parisern eins auswischen! Nicht wahr, Kollege Schwarz?"

Paul begleitete die Herren selbst hinaus und erklärte ihnen noch an der Tür, daß sie jederzeit über ihn verfügen könnten.

Dann ging er in sein Büro zurück, schloß die Tür ab und verhängte das Fenster. An der Seite seines Schreibtisches stand ein großes Aquarium, durch ein künstlerisch gearbeitetes Messinggitter vorm Zerbrechen

geschützt. In ihm führten drei Schleierfische ein sorgloses, von ihrem Herrn selbst behütetes Dasein. Niemand durfte dieses Becken berühren; es war sakrosankt. Paul selbst füllte das frische Wasser nach und fütterte die Fische. Nun stülpte er sorgsam den Aermel auf und griff in das Becken bis auf den Grund. Seine langen, schmalen Finger tasteten, bis sie fanden, was sie suchten. Als er die Hand zurückzog und sie beim Schein der elektrischen Lampe öffnete, lag in ihr ein großer, selten schöner Brillant — der fünfunddreißigkarätige Stolz aus dem Diadem der Reichsgräfin Sarr!

Die anderen Steine waren schon verschwunden; hatten sich verflüchtigt; waren verarbeitet worden, wie Paul selber den Kriminalbeamten verraten hatte. Mit eigener Hand hatte er ein Halsband angefertigt, das über Paris nach Havanna gewandert war. Nur von diesem großen, diesem schönsten aller Steine konnte er sich nicht trennen.

Der Künstler, der Schönheitsfanatiker in ihm hielt an diesem Kleinod fest. Wohl war Gefahr damit verbunden, wohl drängten Lilly und Robert, auch dieses wertvollste Stück der Beute aus Baden-Baden in bares Geld umzusetzen. Doch der Stein war zu groß; er hätte zerschnitten werden müssen. Und dazu konnte Paul sich nicht entschließen.

Da lag er auf seiner Hand: Tausend und aber tausend Farben glühten in ihm. Geheime Feuer brannten. Eine verwunschene Seele tat sich kund in diesem Kristall, der so geheimnisvolle Macht auf die Menschen ausübte. Leben war in ihm, Zauber. So etwas vernichten? Umschleifen — ja. Neu schaffen, schöner noch — der Schliff war etwas altmodisch. Zwei, drei Karat gingen vielleicht verloren, aber die Arbeit würde sich lohnen. Noch herrlicher würde der Stein sich dann präsentieren; das garantierte sich Paul. Zu dieser Arbeit brauchte er Zeit, Ruhe.

Mit leisem Seufzer ließ er den Brillanten wieder in sein klares Versteck zurückgleiten. Die Fische schwammen aufgeregt hin und her; ihre weichen seidenen Flossen schwebten wie wallende Schleier durch das Wasser. Nichts verriet, daß auf dem Grund ihrer zierlichen Heimat ein Juwel lag, das eine runde Million wert war . . .

II.

Lilly Eyrand zog den glückstrahlenden Autor hinter einer Kulisse hervor und präsentierte ihn dem in wildem Beifall stürmenden Publikum. Fritz Waldmann hieß der Autor, und sein Stück nannte sich „Champagner". Ein gutes Stück, wirksam; kein modernes Problem, sondern die uralte Geschichte, die ewig neu bleibt: Kampf zweier Männer um eine Frau.

Die Frau: Lilly Eyrand; bezaubernd, hinreißend. Sie war Intellektschauspielerin. Mit dem Herzen hatte sie nichts zu geben. Der Kenner, der tiefer zu blicken vermochte, täuschte sich nicht über diesen Mangel. Ihre Kunst war aber so groß, daß sie die Masse darüber hinweglockte. Dazu ihre eigenartige, von Geheimnisvollem umgebene Schönheit, die von der Bühne herunter noch mehr betörte als im ungeschminkten Leben.

Es war eine Szene in diesem Stück, in der die Frau die beiden Männer, die um sie kämpfen, gegeneinander ausspielt, sie bändigt und sie sich als Sklaven unterwirft. Eine Szene, in der der Orkan des Beifalls bei offenem Vorhang losbrach. Die Kritiker, selbst die kühlsten, waren Feuer und Flamme. In der großen Pause, in der sie ihre Konzilien abhielten, wurde einmütig die Parole ausgegeben: ganz großer Erfolg.

Lilly hatte Irene zwei Karten geschickt, ganz vorn, erste Reihe. Ein paar Zeilen dazu: „Sehr geehrte gnädige Frau! Ich schicke Ihnen hier die besten Karten, die gerade gut genug sind für die Frau meines alten Freundes. Es ist unverzeihlich von Ihrem Mann, daß er mir bis jetzt die Freude Ihrer Bekanntschaft versagt hat. Kommen Sie ins Theater und überzeugen Sie sich, daß ich nur auf der Bühne gefährlich bin! — Ihre Lilly Eyrand."

Eine Herausforderung! Irene war keinen Augenblick darüber im Zweifel. Und als Paul am Abend nach Hause kam, zeigte sie ihm den Brief und die Karten. Er las, und wieder sprang die Falte zwischen seinen Brauen auf. „Du schickst ihr natürlich die Karten zurück!"

„Das wäre das allerverkehrteste. Sie würde daraus schließen, daß ich sie fürchte. Oder — daß du sie fürchtest, Paul?" Sie schmiegte sich dabei an ihn an und wischte mit den Fingerspitzen ein nicht vorhandenes Stäubchen von seinem Aermel. „Wir fürchten sie ja nicht. Weder du noch ich — nicht wahr?"

Frucht vom Erkenntnisbaume des Mannes . . . Mit unschuldigem Blick sah sie zu ihm auf, und ihre Augen, mit goldenen Reflexen in der braunen Iris, waren klar und ohne Falsch, wie immer. Nicht unergründliche, geheimnisvolle Augen einer Lilly Eyrand. In Irenes Augen gab es keine Untiefen, keine Geheimnisse. Eine Seele schaute aus ihnen offen und furchtlos in die Welt. Und doch hatte Paul die Erkenntnis, daß auch die Unschuld über Schleier verfügt, hinter denen sie ihre Gedanken zu verbergen weiß.

„Irene," lachte er, indem er sie noch inniger an sich zog, „was willst du eigentlich?"

„Ich? Ich will ins Theater gehen. So eine Eyrand-Premiere ist doch ein gesellschaftliches Ereignis. Und dann hab' ich eine neue Toilette, die ich noch gar nicht angehabt habe. Im übrigen hat die Frau ganz recht, Paul: Wenn du wirklich früher mit ihr befreundet warst, warum hast du mich nicht mit ihr bekannt gemacht? Sie ist doch gewiß interessant?"

„Schatzi, die Frau ist keine Gesellschaft für dich!"

„Eben deshalb interessiert sie mich ja! Ich kann mir wirklich nicht vorstellen, warum du nicht willst, daß ich mit ihr zusammenkomme. Du glaubst wohl, ich bin noch immer das Provinz-Dornröschen, das du aus dem Schlaf erlöst hat? O nein — ich spüre, ich bin zu Höherem geboren, und ich habe Ambitionen, mein Lieber. Wir werden ins Theater gehen, und ich werde demnächst Frau Eyrand zu mir einladen. Hast du etwas dagegen?"

„Absolut nicht."

Also gingen sie in die Premiere, und Irene war die Begeistertste unter den Begeisterten. Paul sah sie mehr als einmal überrascht an. Sie war gar nicht so still, so zurückhaltend, wie sonst ihre Art war. Die Wangen leicht gerötet, saß sie da und ließ die Augen nicht von der großen Schauspielerin. Sobald es nur irgend anging, klatschte sie los. „Bravo! Bravo!" Ganz laut schrie sie es zur Bühne hinauf. Und die Eyrand? Sie dankte mit ihrem liebenswürdigsten Lächeln. Wenn sie sich am Schluß des Aktes verbeugte, grüßten ihre Augen zuallererst die junge Frau in der ersten Reihe.

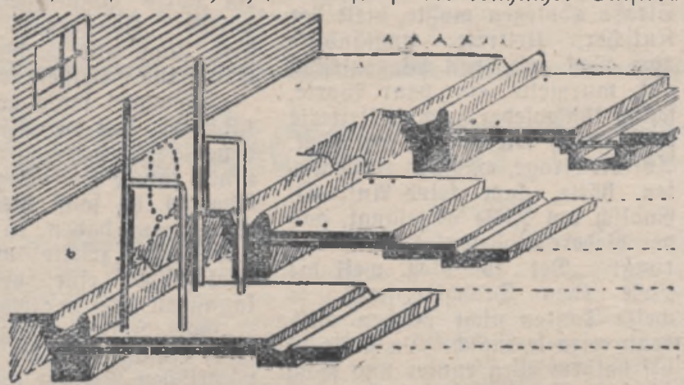
(Fortsetzung folgt.)

AUS DER PRAXIS

FÜR DIE PRAXIS

Milchvieh-Stände

Die Stalleinrichtungen sind sehr verschieden, weil die Verschiedenheiten der Wirtschaftsverhältnisse und der Nutzungszwecke die Durchführung mannigfaltiger Baugedanken erfordern. In Weidegegenden findet man Tiefställe, in denen das Milchvieh nicht festgebunden wird, sondern sich frei bewegen kann. Dort gibt es Stände im eigentlichen Sinne des Wortes überhaupt nicht. Der Zuchtbetrieb erfordert den Langstand, der je nach der Größe der Viehrasse 2,25 bis 2,80 Meter lang ist. Er ist gleichmäßig eben und nur im letzten Drittel etwas stärker abfallend zu der flach daran ansetzenden Jaucherinne. Langstände bieten den Kühen verhältnismäßig viel Bewegungsfreiheit. Sie ist tragenden Tieren recht dienlich, aber von Nachteil für Milchkühe, weil selbst bei reichlicher Einstreu



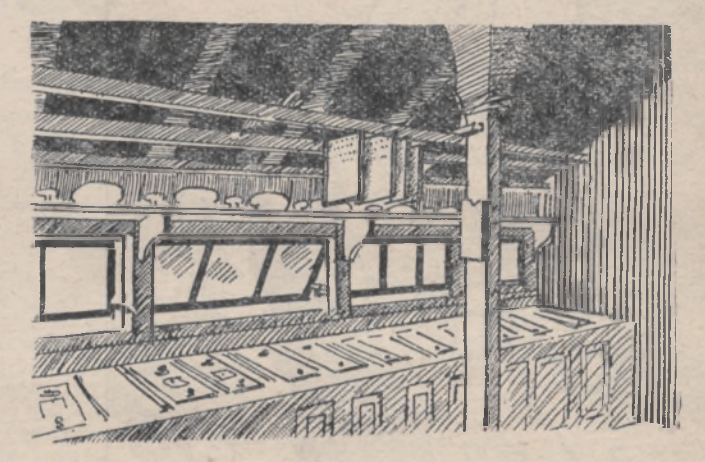
die Tiere nicht sauber zu halten sind. Mittelstände sind nur 2 bis 2,25 Meter lang. Sie verbinden mit den Langständen die bequeme Anbindevorrichtung und gewähren den Tieren in der Länge bequemen Platz, selbst dann noch, wenn die Krippen durch absperrende Freßgitter abgetrennt sind und dadurch die Tiere zum Zurücktreten von der Krippe nötigen. Die Besonderheit der Mittelstände liegt, abgesehen von ihrer Länge, darin, daß die Standplatte etwas erhöht angeordnet und dahinter eine tieferliegende Kotplatte folgt, die zur getrennten Auffammlung des Kotes dient. Das Lager bleibt daher viel sauberer als bei den Langständen. Mittelstände sind infolge besondersartiger Wirtschaftsverhältnisse nur in ganz bestimmten Gegenden Deutschlands verbreitet.

Geht man in der Verkürzung der Standplatte noch weiter, so entsteht der Kurzstand. Kurzstände sind hauptsächlich in stroharmen Gegenden üblich. Falls starker Weidegang einen Ausgleich gegenüber der Stallhaltung schafft, sind ihre Nachteile für Zuchtvieh nicht so ernst zu nehmen. Je nach Größe und Gewicht der Tiere bekommen die Kurzstände eine Länge von 1,55 bis 1,75 Meter. Der Kurzstand ist recht eigentlich in Holland zu Hause. Dort schließt sich an die kurze Standplatte unmittelbar eine tiefe Rinne, Grupe genannt, an. Die Grupen haben eine Tiefe von 25 bis 40 Zentimeter und eine Breite von 40—60 Zentimeter. Da hinein fällt der Kot unmittelbar, und auch der Harn wird darin gesammelt. Wird auf getrennte Sammlung der Ausscheidungen Wert gelegt, so kann die Grupe mit einem Lattenrost abgedeckt werden. Diese Einrichtungsart stellt schon einen Uebergang zu Stalleinrichtungen dar, wie sie in den Gülle-Wirtschaften üblich sind. In die Grupe wird oft Torfmull gestreut, um den Harn aufzusaugen. Der Lattenrost muß täglich mehrfach gereinigt werden. Die getrennte Sammlung der festen und flüssigen Ausscheidungen wird auch dadurch ermöglicht, daß zwischen die Jaucherinne und die Standplatte eine besondere Kotplatte eingeschaltet wird, so wie es bei den Mittelständen üblich ist. Die Kotplatten, die eine Breite von 60—90 Zentimeter haben, liegen um 15 bis 20 Zentimeter gegen die Kurzstände vertieft. Sie erhalten ein geringes Gefälle auf die Jaucherinne zu. Einstreu kommt auf die Kotplatte nicht. Tiere, die bisher auf Langständen standen, treten in der ersten Zeit mitunter über den Kurzstand hinaus, gewöhnen sich aber bald an die engeren Verhältnisse. Für die Milchviehhaltung bringen die Kurzstände den großen Vorteil mit sich, das Vieh stets sauber zu halten; das verbessert die Güte der Milch außerordentlich.

Bienenstand

Die Winterruhe ist erfahrungsgemäß die Zeit des Plänemachens. Wohl jeder Imker, der mit einigen Völkern erfolgreich angefangen hat und in einer Gegend mit genügender Tracht sitzt, wird den Wunsch haben, seinen Bestand an Völkern auf 10 bis 12 oder bei guten Trachtverhältnissen auf ein Mehrfaches davon zu bringen. Er benötigt dann ein Bienenhaus.

Wie soll nun das Bienenhaus eingerichtet sein? Zunächst ist zu erwägen, welches der rechte Platz sein wird. In der Regel hat der Bienenvater nicht viel Auswahl. Die Platzfrage ist auch nicht so sehr wichtig. Unbedingt zu vermeiden ist nur die tiefste Stelle im Garten, weil dort Regen- und Schneewasser zusammenlaufen und die Waben in die Gefahr des Verschimmelns bringen. Auch die Himmelsrichtung, nach der die Fluglöcher weisen, ist nicht so wichtig. Erforderlich ist jedoch, daß die Bienen vor ihrem Stand einige Meter freien Flugraum haben, was auch das bequeme Ansetzen der Schwärme begünstigt. Unbedingt beachtet werden muß jedoch, daß die Fluglöcher zugfrei sind. Man kann das behelfsmäßig durch das Aufstellen von Schutzbrettern erreichen. Besser ist es, einen etwa 2 Meter hohen lebenden Zaun aufzuführen. Am schnellsten geht das, wenn man einen Latten- oder Drahtzaun mit Brombeeren beranken läßt. Pflanzenabstand 3 bis 5 Meter; rankende Brombeersorten wuchern nicht so stark wie aufrecht wachsende.



Beim Bau des Bienenhauses soll man Wert darauf legen, daß das Dach weit vorsteht und mit einer Dachrinne versehen wird. Es muß natürlich zuverlässig wasserdicht sein. Steht genügend Raum zur Verfügung, dann baut man das Bienenhaus einreihig. Es soll viel Licht im Bienenhaus sein. Bei Oberladern soll es von oben, bei Hinterladern von hinten kommen; denn je heller der Raum, um so bequemer die Arbeit. Die Fenster sollen oben befestigt und nach außen klappbar gemacht sein, weil dann die Bienen leichter abgleiten und Regen nicht hereinschlagen kann. Der Fußboden wird am besten gedielt und unter den Dielen mit Steinkohlenasche oder Schlacke ausgefüllt. Auf grobem Sandboden ist die Dielung entbehrlich. Für die Einrichtung des Standplatzes gibt Pfarrer Ludwig in seiner „Deutschen Bienenzucht in Theorie und Praxis" die folgenden Ratschläge:

„Der Zwischenraum zwischen dem Balkenpaar, auf dem die Beuten stehen, soll mit schlechten Wärmeleitern, also Torfmull, zusammengeknülltem Zeitungspapier, trockener Gerberlohe oder dergleichen fest ausgestopft werden, ebenso wie die Zwischenräume zwischen den einzelnen Beuten, damit Kälteeinflüsse möglichst auf allen Seiten gemildert werden. Am besten geht das, indem man an den inneren unteren Kanten der Balken Leisten annagelt und auf diese Schwartenbretter legt, so daß eine Art Trog entsteht, der dann leicht gefüllt werden kann. Der Raum unterhalb der Beuten bis zum Fußboden läßt sich durch Holzläden verschließen. Am zweckmäßigsten dürften solche sein, die man seitlich nach beiden Seiten verschieben kann, da sie keinen Platz wegnehmen und nicht sperren. Er dient zum Einstellen von Scharmfang- und Versandkästen und ähnlichen Geräten, und es sieht im Bienenhause immer ordentlich und aufgeräumt aus, wenn die Läden geschlossen sind. Ein Nachteil soll nicht verschwiegen werden: Man stößt beim Arbeiten an den Beuten andauernd mit den Stiefelspitzen an die Läden, sofern sie mit der hinteren Balkenfläche schlicht verlaufen. Man mußte sie also schon genügend weit nach vorn setzen." Ueber den Fenstern kann man auf einem Wandbrett Futtergläser und Futterteller anbringen und über den Beuten 2 Latten vorsehen, auf welchen die Wabenrähmchen untergebracht werden. Die Rahmenauflagen müssen mit einer Wasserwaage genau waagerecht angebracht werden, damit sich die Rahmen nicht werfen. Außen ist es gut, zwischen den Beuten Schied-Bretter anzubringen, welche das Ueberlaufen der Bienen verhüten.



Lies und Lach'!



„Nun Kinder, was haben wohl Adam und Eva gedacht, als sie aus dem Paradies vertrieben waren und der Engel mit Flammenschwert vor dem Tore stand?"
„Wenn er weg ist, gehen wir wieder rein."

*

„Für dich ist ein Brief da", sagte die Gattin, als der Mann abends aus dem Büro kam. „Herrn Nepomuk Krause, persönlich!"
„So, und was steht drin?"

*



Der Fahrer: »Haben Sie Angst? — Machen Sie es wie ich — schließen Sie einfach die Augen!« —

Im Karlstheater zu Wien wurde einst die Posse „Judith und Holofernes", eine Parodie der Hebbelschen „Judith", gegeben.
Während der Vorstellung lief ein kleiner Hund, der sich hinter die Kulissen geschlichen, auf die Szene und stellte sich gerade vor Holofernes hin, indem er mit dem Schwanze wedelte. Nestroy, der diese Rolle gab, gewahrte kaum den ungebetenen Gast, als er pathetisch ausrief: „Was will dieser junge Assyrier hier?" Das Publikum brach in schallendes Gelächter aus, und der junge Assyrier entfloh mit eingezogenem Schwanze.

*

Ein Sachse wird unschuldig verprügelt und hinausgeworfen. Ein zufällig Vorübergehender fragt ihn:
„Warum lassen Sie sich denn das gefallen, wenn Sie unschuldig sind?"
„Ach, das ist doch eegal. Ich wärse nähmlich sowieso glei heeme gegangen."

Als Mark Twain noch in seinen jungen Jahren war, leitete er einmal als Redakteur eine Briefkastenrubrik in einer amerikanischen Zeitung. Unter vielen absonderlichen Fragen bat ein Wißbegieriger auch einmal um Aufklärung über die Frage, ob das Essen von Fischen wirklich die Gehirntätigkeit anrege und geistige Leistungen fördere.

„Ja," schrieb darauf Mark Twain, „Sie haben ganz recht. Nach ihrem Brief zu schließen, würde täglich ein kleiner Walfisch vorerst genügen."

*

Die junge hübsche Dame ist eben mit dem Essen fertig und zündet sich eine Zigarette an, als der Kellner eine ältere Dame an ihren Tisch setzt.
„Ich hoffe, es stört Sie nicht, daß ich esse, während Sie rauchen?" bemerkte die ältere Dame bissig.
„Bitte nein, solange ich die Musik noch hören kann!"

Eine Geschichte aus Alt-Berlin

Familie X. machte eine „Landpartie" nach dem Hofjäger im Tiergarten, natürlich in der unvermeidlichen Pferdedroschke. Ehe der Wagen aus der Potsdamer Straße abbiegen mußte, hielt der Kutscher, kletterte umständlich vom Bock, riß den Wagenschlag auf, murmelte ein paar Worte, schlug ihn wieder zu und kletterte umständlich wieder auf den Bock. Auf die Frage, was das zu bedeuten hätte, kam keine Antwort. Endlich am Ziele angelangt, gab der biedere Rosselenker die Erklärung: „Det is bloß, weil die Liese (das Droschkenpferd) so weite Touren nicht machen will, denn wird se tücksch. Da steife ick uff halbem Weg runter und mach so, als wäre der Fahrjast ausjestiesen. Und denn hält se den zweiten Teil der Fahrt für ne neue Fuhre."

*

Bernhard Shaw hat eine Abneigung gegen Autogrammsammler. Autogrammsammler haben eine Vorliebe für Bernhard Shaw. Und so kam einmal eine Dame dieses Art zu dem Meister und bat, wie üblich, um seine Unterschrift. Shaw machte ihr höflich klar, daß ihm solches fern läge. Die Dame blieb unbeirrbar, sie nahm ein Blatt Papier und schrieb: „Ich bin taub". Shaw zuckte mißmutig die Achseln und schrieb darunter: „Ich gebe keine Autogramme". Worauf sich die Dame erhob, den Zettel an sich nahm und dem Dichter freundlich zulächelte: „Ich danke Ihnen; und als Menschenfreund wird es Sie erleichtern zu hören, daß mit meinem Gehör alles in Ordnung ist." Bernhard Shaw sah ihr recht betroffen nach.

*

Honnegger, der bekannte Schriftsteller, kümmerte sich oft um die Angelegenheiten seiner dörflichen Nachbarn. Drunter ist ein Bauernsohn, dessen Vorliebe für die Mädchenwelt der Umgegend im Dorfe mißbilligend kritisiert wurde. Honnegger traf diesen Don Juan und beschloß, ihm ein wenig ins Gewissen zu reden.
„Thomas," sagte er, „man erzählt sich, daß du es mit verschiedenen Mädchen hältst und in ihnen falsche Hoffnungen erweckst. Thomas, du sollst hier im Dorfe eine Braut haben, in der Kreisstadt eine zweite und in der Waldmühle eine dritte Wie kannst du bloß so etwas machen?"
„Gott, Herr Honnegger, das ist ganz einfach", strahlt Gustav den väterlichen Berater an, „ich habe ja doch ein Motorrad."

*

Ein orientalischer Fürst fragte einmal seine Höflinge:
„Wen haltet Ihr für größer, meinen Vater oder mich?"
Die Frage war heikel und ihre Beantwortung zweischneidig. Doch fand sich ein diplomatischer Staatsmann unter der verlegenen Schar, der sprach:
„Euren Vater, Herr! Denn wenn Ihr auch in allen Dingen gleichwertig seid, so hat doch Euer Vater das vor Euch voraus, daß er einen bedeutenden Sohn sein eigen nennen kann als Ihr, Herr!"
Das war die erste Stufe zu des Höflings Aufstieg.

*

„Mama, kann die Minna fliegen?"
„Nein, das kann sie nicht."
„Aber Engel können doch fliegen, und Papa hat gesagt: ‚Minna, du bist ein goldiger, kleiner Engel'."
„Das wußte ich nicht. Dann fliegt sie doch."



Wenn in Chicago der Startschuß abgegeben wird....

Fesselhaare bei Pferden

Fesselhaare bei Pferden sind häufig recht unbeliebt. Man findet sie unschön, hält sie auch wohl für überflüssig und macht sich deshalb keine Bedenken, diese Haare abzuschneiden oder abzuscheren. Dabei übersieht man, daß die Fesselhaare doch eine recht wichtige Funktion zu erfüllen haben. Sie dienen nämlich dazu, Regenwasser am Pferde abzuleiten und zu verhindern, daß das vom Pferdekörper an den Beinen herunterlaufende Wasser in die Hufe kommt. Man kann überhaupt sagen, daß die dichten Fesselhaare den Pferdefuß gegen Nässe und Erkältung schützen. Die gleiche Wichtigkeit, vielleicht sogar noch eine größere, haben die Kronenhaare. Unter Kronenhaaren versteht man diejenigen Haare, die über die Krone des Hufes hinauswachsen. Ihre Aufgabe liegt darin, die Hufkrone vor Verletzungen zu schützen, denen sie nur zu leicht durch den eigenen Pferdefuß oder durch Anstoßen an andere Gegenstände ausgesetzt ist. Infolgedessen darf man die Kronenhaare niemals beschneiden oder gar ganz entfernen. Fesselhaare zu entfernen ist auch nur bei Reit- oder Kutschpferden anzuraten, aber auch hier muß es überaus vorsichtig geschehen. Entweder werden die Haare nur mäßig gekürzt, so daß tatsächlich noch richtige Fesselhaare stehen bleiben oder aber sie werden ganz weggenommen. Das macht man nun nicht mit der Schere oder gar mit einem Messer, denn so bleiben immer kurze Borsten stehen, die einmal unschön aussehen, wodurch aber auch die Haut leicht wund wird, so daß Maukegefahr besteht. Zum völligen Entfernen der Fesselhaare nimmt man vielmehr einen scharfen Glasscherben, mit dem man die Haare vorsichtig abschabt.

Umschau im Lande

Kattowitz

Freitod im Kattowitzer Gefängnis

Der Anton Fiebig aus Bismarckhütte befand sich wegen verschiedener Vergehen bereits längere Zeit im Kattowitzer Untersuchungsgefängnis. Vor einigen Tagen verübte er Selbstmord, indem er sich mit einer aus Handtüchern gedrehten Schnur am Fenstergitter erhängte. Die Untersuchungen über die Vergehen von Fiebig waren noch nicht abgeschlossen. Der Tote wurde in die Leichenhalle des städtischen Spitals gebracht.

Königshütte

Schrecklicher Freitodversuch

In einem Zustand geistiger Umnachtung versuchte der Schneider Richard Zagan von der Pudlerska 16 in Königshütte seinem Leben auf schreckliche Art ein Ende zu bereiten. Er begab sich in einen Nebenraum seiner Wohnung, begoß seine Kleidung mit Benzin und setzte sie in Brand. Als seine Familienangehörigen auf ihn aufmerksam wurden, glich Zagan bereits einer lebenden Feuersäule. Mit Hilfe von Einwohnern wurden die Flammen erstickt. Zagan hatte jedoch bereits erhebliche Brandwunden erlitten und mußte ins städtische Krankenhaus eingeliefert werden. Lebensgefahr besteht nicht.

Myslowitz

Ein raffiniertes Betrugsmanöver

Ein Schüler, der eine Tasche mit Stoffen bei sich trug, wurde auf der Beuthener Straße in Myslowitz von einem Manne angehalten, der ihn bat, einen Brief mit 10 Zloty Inhalt in die Stadtapotheke zu tragen. Als Pfand nahm der Fremde die Tasche des Jungen an sich und wollte an der alten katholischen Kirche auf Antwort warten. Als der Brief in der Apotheke geöffnet wurde, fand man darin nur ein wertloses Straßenbahnbillett vor. Der Betrüger konnte bisher noch nicht gefaßt werden.

Teschen

Eine billige Uhr teuer bezahlt

In Teschen wurde ein Arbeiter, Josef Czudek, auf gerissene Weise um 800 Zloty betrogen. Er wurde auf dem alten Ring von zwei Männern angehalten, die ihm eine eingeblich sehr wertvolle goldene Uhr für 800 Zloty zum Kauf anboten. Einer derselben stellte sich als rumänischer Staatsbürger vor und erklärte, sich seit einigen Tagen auf der Reise zu befinden. Ihm sei aber das Geld ausgegangen, und er sei gezwungen, seine Uhr zu verkaufen. Der zweite Mann bedauerte, daß er selbst keine größere Summe bei sich habe, da die Uhr 1200 Zloty wert sei, und überredete schließlich den Czudek dazu, das Geschäft gemeinsam abzuschließen, und übergab ihm 100 Zloty als seinen Anteil. Czudek ließ sich schließlich durch die Gauner überzeugen, daß die Uhr tatsächlich einen größeren Wert habe, und ging mit ihnen in seine Wohnung, wo er 800 Zloty für die Uhr zahlte. Später stellte sich heraus, daß es sich um eine Uhr für 5 Zloty handelte. Die Polizei sucht die Betrüger.

Tarnowitz

Kokainschmuggler verhaftet

Die Tarnowitzer Grenzwache nahm die beiden Berufsschmuggler Wilhelm Halemba und Ernst Glombitza aus Piekar fest, bei denen 250 Gramm Kokain gefunden wurde, das aus Deutschland stammt. Die Schmuggler wurden ins Gefängnis eingeliefert. — Die Grenzwache in Kamin konnte kürzlich wiederum eine Schmugglerbande von 25 Personen festnehmen. Sämtliche Mitglieder der Bande stammen aus dem Dombrowaer Gebiet. Bei den Schmugglern wurden 250 Kilogramm Südfrüchte gefunden, für die der Zoll rund 4000 Zloty beträgt. Die Schmuggler versuchten zunächst zu flüchten, wurden aber bei der Verfolgung, in deren Verlauf auch einige Schüsse fielen, von den Grenzbeamten gestellt. Gerichtliche Anzeige wurde erstattet.

Kamionka

Schwerverletzter bewußtlos aufgefunden

Auf der Chaussee in Kamionka bei Nikolai wurde der Josef Pieronczyk aus Kamionka bewußtlos aufgefunden. Wie die nähere Ermittelung ergab, befand sich der Verletzte auf dem Nachhausewege vom Kattowitzer Knappschaftslazarett. Unterwegs wurde er von einem bis jetzt noch nicht ermittelten Personenauto überfahren, wobei ihm beide Beine gebrochen wurden. In schwerverletztem Zustande wurde Pieronczyk in das St. Josefs-Krankenhaus in Nikolai geschafft.

Grodziec

Ein ungewöhnlich reicher Bettler

In Grodziec im Dombrowaer Gebiet wohnt seit Jahren der 82jährige Josef Kozuszek, ein angesehener Bürger, dem mehrere Häuser und eine Landwirtschaft von zwanzig Morgen gehören. Dieser ehrsame Bürger wurde nun kürzlich als Bettler entlarvt. Jeden Morgen begab er sich, in Lumpen gehüllt, in die umliegenden Dörfer. Die wohltätigen Leute waren von der offensichtlich so großen Not des vor Alter zitternden Greises gerührt, und so war die „Ausbeute" dieser Bettelgänge recht groß. Schließlich wurde er aber von einem Polizeibeamten entlarvt, und gestern hatte sich nun Kozuszek vor dem Gericht zu verantworten. Er wurde zu einem halben Jahr Gefängnis verurteilt, doch wurde ihm mit Rücksicht auf sein hohes Alter eine Bewährungsfrist von zwei Jahren zugebilligt.

Schoppinitz

Ein mutiges Mädchen

Ein Mädchen, das sich vom Schoppinitzer Bahnhof auf dem Heimwege nach Nickischschacht befand, wurde von einem Manne in der Nähe von Pritzwitzschacht überfallen. Sie wurde zu Boden geschlagen, und der Bandit raubte ihr die Handtasche. Die Ueberfallene nahm sofort uneingeschüchtert die Verfolgung des Banditen auf, und auf ihre Hilferufe hin stellten sich dem Flüchtenden einige junge Leute entgegen, die ihn aufhielten. Der Bandit warf die Tasche, die 150 Zloty barg, fort und stellte sich mit gezogenem Dolche den Angreifern entgegen. Das Mädchen konnte wieder in den Besitz ihre Geldes gelangen. Den jungen Leuten war es jedoch nicht möglich, den Straßenräuber festzunehmen.

Dzingelau

Großes Schadenfeuer in Dzingelau

In dem Anwesen des Landwirts Johann Lorek in Dzingelau bei Teschen entstand aus noch nicht geklärter Ursache ein Brand, der das Wohnhaus und ein Nebengebäude völlig vernichtete. Es wird angenommen, daß der Brand durch unvorsichtiges Umgehen mit Licht verursacht wurde, doch ist dies noch nicht festgestellt. Der Schaden beträgt über 18 000 Zloty. Die Versicherungssumme lautet auf 14 000 Zloty.

Godullahütte

Die Leiche eines Ertrunkenen nach Monaten geborgen.

Vor mehreren Monaten verschwand spurlos der 24jährige Arbeitslose Eduard Opeldus aus Godullahütte. Nun wurde aus einem Teich bei Morgenroth die schon stark in Verwesung übergegangene Leiche eines Ertrunkenen geborgen, die in die Leichenhalle in Godullahütte gebracht wurde. Es wurde festgestellt, daß es sich um den verschwundenen Opeldus handelt. Die Leiche war im Eise festgefroren und nach Eintreten wärmerer Witterung entdeckt worden.

Radzionkau

Bis der letzte Groschen bezahlt war

In Radzionkau ereignete sich ein seltsamer Fall. Eines der Staatsämter in Tarnowitz wollte einen Groschen für rückständige Steuern einziehen. Dazu wurde der Gerichtsvollzieher mobil gemacht, der auch in Radzionkau erschien, mit großer Umständlichkeit eine große Quittung ausstellte, den Groschen erhielt und dann für seine Bemühungen die tarifmäßig festgelegte Exekutionsgebühr von 3 Zloty verlangte, die ihm auch gezahlt werden mußte. Man muß genau sein in allen Dingen. Wer den Groschen nicht ehrt, ist den Taler nicht wert, und die Aemter sind peinlich genau.

Sprüche

Bei allem, was du tust, denk stets: Gott sieht es!
Bei allem, was du hast, denk: Gott behüt es!
Bei allem, was du mußt, denk: Gott will es!
Bei allem, was du hoffst, fleh: Gott erfüll es!
Bellamine.

Sei deines Willens Herr und deines Gewissens Knecht. **Marie v. Ebner-Eschenbach.**

Ein Leben viel in Gesellschaft ist eine stete Flucht vor der Leere in sich selbst. **Rahel v. Varnhagen.**

Wirb neue Leser für dein Blatt!

Schrebergärtnerverein

Am Mittwoch, dem 22. Februar, findet um 19 Uhr die außerordentliche Jahresversammlung des Schrebergärtnervereins im Lokale „Strzecha Górnicza" am Andreasplatz in Kattowitz statt. Auf der Tagesordnung stehen u. a. Tätigkeitsberichte, Vorstandswahl, Beschlüsse zur Regelung des Pachtzinses für 1933, Beschluß über den Dispositionsfonds für 1933 und freie Aussprache.

Notierungen

der Kattowitzer Getreidebörse vom 6. Februar 1933. Nachstehende Preise gelten für 100 kg. Inlandsmarkt.

Roggen	17.50—18.00 zł
Weizen, einheitlich	29.50—30.00 „
Sammelweizen	28.50—29.50 „
Hafer, einheitlich	16.70—17.00 „
Hafer, gesammelt	15.00—16.00 „
Graupegerste	15.50—16.50 „
Braugerste	— —
Weizenkleie, Schale	9.50—10.00 „
Weizenkleie, mittel	8.75— 9.50 „
Roggenkleie	8.50— 8.75 „

Wochenschau

Neuwahlen in Deutschland

Verordnungen der neuen Regierung

Deutschlands neuer Reichskanzler Adolf Hitler hat es nicht erst zu einer Sitzung des Reichstages kommen lassen, vor allem, weil sich keine Einigung mit dem Zentrum erzielen ließ und darum ein Mißtrauensvotum zu erwarten war. Am 1. Februar erließ der deutsche Reichspräsident eine Verordnung über die

Auflösung des im November 1932 gewählten Reichstages,

gleichzeitig wird als Termin für die Neuwahlen der 5. März bestimmt. Adolf Hitler hofft in das neue Haus zum mindesten in Gemeinschaft mit den Deutschnationalen mit einer absoluten Mehrheit einziehen zu können. In einem

Aufruf Hitlers an das deutsche Volk

heißt es, daß vierzehn Jahre Marxismus Deutschland ruiniert haben und daß ein einziges Jahr Bolschewismus Deutschland vernichten würde. Die nationale Regierung betrachte es als ihre vornehmste und erste Aufgabe, die Einheit des deutschen Volkes wieder herzustellen.

Mit der

Durchführung von zwei Vierjahresplänen

soll der deutsche Bauernstand und der deutsche Arbeiterstand durch einen gewaltigen Angriff gegen die Arbeitslosigkeit gerettet werden. Weiter verspricht Adolf Hitler, das Reich, die Länder und die Kommunen in verwaltungsmäßiger und steuertechnischer Hinsicht zu sanieren.

Außenpolitisch soll Deutschlands Freiheit wiederhergestellt werden. Im Lande muß der Kommunismus überwunden werden.

Durch eine

neue Wahlordnung

wird die Bildung der unzähligen Splitterparteien, die bisher bei jeder Wahl in Erscheinung traten, unmöglich gemacht. In einer anderen Verordnung „zum Schutze des deutschen Volkes", die am Montag erlassen wurde, wird gesagt, unter welchen Bedingungen politische Versammlungen und Verbände aufgelöst und verboten werden können. Eine Pressenotverordnung bestimmt, wann Zeitungen und Zeitschriften beschlagnahmt und verboten werden können. Die Dauer des Verbots kann bis zwölf Monate gelten. Ein Verbot kann auch ausgesprochen werden, wenn in einer Zeitung zum Generalstreik aufgefordert wurde.

Auch der Preußische Landtag wird aufgelöst

Am 4. Februar wurde im Preußischen Landtag ein Antrag der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei auf Auflösung des Landtages mit den Stimmen des Zentrums, der Sozialdemokraten, der Staatspartei und der Kommunisten gegen die der Nazis, der Deutschnationalen, der Deutschen Volkspartei, der Christlichsozialen und der Deutsch-Hannoveraner (214 gegen 196 Stimmen) abgelehnt. Zwei Tage später wurde durch eine Notverordnung des Reichspräsidenten die preußische Hoheitsregierung Braun-Severing abgesetzt und der Reichskommissar für Preußen mit der Führung der Staatsgeschäfte beauftragt. Wenige Stunden später wurde die Auflösung des Preußischen Landtages beschlossen.

Irlands Unabhängigkeitskampf

Mit der Parole: „Irland muß auch wirtschaftlich von England unabhängig sein" ist De Valera Ende Januar in den Wahlkampf gegangen. Er hat mit dieser Parole die absolute Mehrheit gewonnen, die ihm im alten Parlament fehlte. Er ist jetzt nicht mehr auf die Zusammenarbeit mit den Arbeitern angewiesen. Er wird sich in seinem Kampf gegen die englische Regierung freier und entschlossener als bisher bewegen können, denn nun weiß er, daß die Mehrheit seines Volkes hinter ihm steht. Für England bedeutet De Valeras Erfolg am 24. Januar natürlich einen schweren Schlag.

Frankreichs neue Regierung

Der radikale Abgeordnete Daladier hat das Erbe Paul-Boncours angetreten. In seinem Kabinett, in dem neben zwei Sozialisten nur Anhänger der radikalen Partei vertreten sind, wird Paul-Boncour die auswärtige Politik leiten. Der neue Finanzminister will das Budgetdefizit, dessentwegen es ja zum Sturz des alten Kabinetts gekommen war, zum Teil auf dem Anleihewege decken.

Neues Urteil im Pfadfinderprozeß

Am 31. Januar war vor dem Posener Appellationsgericht erneut gegen verschiedene Führer der Deutschen Pfadfinderschaft in Posen verhandelt worden. Am 3 Februar wurde das Urteil verkündet. Die Anklagen wegen Spionage wurden als unbegründet erachtet, wohl aber wurden wegen Geheimbündelei und z. T. auch wegen unbefugter Grenzüberschreitung Dr. Burchard zu 3 Monaten, Mielke zu 10 Monaten Gefängnis, Preuß zu 7 Monaten Gefängnis verurteilt. Die Strafen fallen bei Dr. Burchard ganz, bei den beiden anderen Verurteilten zur Hälfte unter die Amnestie. Gegen die Urteile wird eine Kassationsklage eingebracht werden.

Wieder Gefängnisurteile im Deutschtumsbundprozeß

Am 7. Februar bestätigte das Posener Appellationsgericht in erneuter Verhandlung die von der gleichen Instanz am 30. Juni 1932 gefällten Gefängnisurteile gegen Mitglieder des aufgelösten Deutschtumsbundes zur Wahrung der Minderheitenrechte. Damals waren Abg. Graebe, Studienrat Heidelck, die Herren Schmidt, Krause, Dr. Scholz, Dobbermann zu je 6 Monaten, von Witzleben, Jenner und Arendt zu je 3 Monaten, Dr. Winkelhausen zu 2 Monaten und Fräulein Seiler zu 1 Monat Gefängnis wegen Anmaßung von Amtsbefugnissen und unerlaubter Verhinderung von Gesetzen verurteilt worden. Seitens der Verteidigung wird gegen dieses Urteil nochmals Kassation angemeldet werden.

Agrarreformdebatte in Genf

Im Völkerbundrat erlebte die Agrarreformbeschwerde der deutschen Minderheit in Polen zwar nicht ihre Erledigung, wohl aber einen Abschluß. Der deutsche Vertreter erklärte nämlich, daß die grundsätzlichen Meinungsverschiedenheiten zwischen der polnischen und der deutschen Regierung jede gütliche Erledigung der Streitfragen als aussichtslos erscheinen lassen. Infolgedessen werde die Agrarreformbeschwerde von der deutschen Regierung vor den Haager Internationalen Gerichtshof gebracht werden.

Bekanntlich hat auch das Dreierkomitee, das vom Völkerbundsrat mit der Prüfung der Frage beauftragt worden war, festgestellt, daß die Handhabung der Agrarreform in Posen und Pommerellen zur Benachteiligung der deutschen Besitzer geführt hat. Nur wollte man sich nicht hinsichtlich der Wiedergutmachung der erfolgten Benachteiligung auf den deutschen Standpunkt stellen.

Massenversteigerung von Märchenschlössern

In den nächsten Wochen findet an der pazifischen Küste der Vereinigten Staaten eine der merkwürdigsten Auktionen statt, die es bisher gegeben hat. Es soll der Versuch gemacht werden, etwa 100 der vor einigen Jahren, zur Blütezeit der großen Prosperitätsperiode, auf den vielen kleinen der Küste vorgelagerten Inseln errichteten Luxusvillen zu verkaufen. Alle diese Märchenschlösser stehen seit langem leer. Ihre Besitzer, samt und sonders Prosperitätsgewinnler, also die in ganz Amerika so berüchtigten Neureichen, sind nicht mehr in der Lage, diese Luxusbauten zu halten.

Manche der herrlichen Villen, deren Errichtung Millionen und Abermillionen gekostet hat, befinden sich bereits in einem Zustand argen Verfalls. Die vielen Stürme, die in den letzten Monaten im Pazifik gewütet haben, haben ganze marmorne Uferpromenaden zertrümmert, zierliche, wertvolle Gesimse heruntergerissen und zahllose paradiesische Gärten völlig zerstört. Wohl das schönste Schloß, ein acht Stockwerke hoher, langgestreckter Riesenbau aus weißem Marmor, wurde durch eine Flutkatastrophe halb zum Einsturz gebracht, wobei drei Menschen umkamen. Wer die Inselschlösser erwerben wird, ist noch völlig ungewiß, weite Kreise sind der Meinung, daß die meisten unter den gegenwärtigen Verhältnissen überhaupt nicht loszuschlagen sind, da ihre Erhaltung jährlich ein Vermögen kostet.

245 Soldaten aus dem Weltkriege aufgefunden

Im früheren Kampfgebiet nördlich von Arras (Nordfrankreich) wurden im Monat Januar die Leichen von 245 Soldaten, und zwar 179 deutschen und 66 französischen, aufgefunden. Von den deutschen Soldaten konnten 17 und von den französischen 35 identifiziert werden.



Winter im Hamburger Hafen

Der strenge Frost der letzten Tage hatte im Hamburger Hafen zu einer Eisbildung geführt, die der kleinen Schiffahrt beträchtliche Schwierigkeiten bereitet hat. Sechs Eisbrecher waren beschäftigt, um das Eis aufzubrechen und die zusammengetriebenen Eismassen in Bewegung zu halten.



Gibt es nervöse Tiere?

Von Arthur Berkun-Wulffen

Von fachmännischer Seite wurde kürzlich das Thema „Gibt es nervöse Tiere?“ aufgegriffen und diese Frage verneint. Diese Ansicht kann meines Erachtens nicht unwidersprochen und vor allen Dingen nicht unwiderlegt bleiben. Die Nervosität ist, — um mich ganz weitläufig auszudrücken, ein mehr oder minder schwerer Krankheitszustand des Nervensystems, also schlechtweg eine Erkrankung, von der ein Lebewesen ebenso gut erfaßt werden kann, wie etwa von einer Lungenentzündung.

Außerordentlich vielgestaltig sind die Symptome von Nervosität bei hochstehenden Tieren, und es ist grundfalsch, sie als Regungen des Instinktes abtun zu wollen. Natürlich ist ein temperamentvolles Pferd nicht ohne weiteres nervös — oder gar die Tiergattung „Pferde“ in Bausch und Bogen eine nervöse zu nennen, weil Pferde auf gewisse Reize heftiger zu reagieren pflegen als andere Tiere — z. B. Rinder.

Als Beispiel eines nervösen Tieres wird oft das Zebra angeführt. Zweifellos ist es ein Irrtum, es schlechtweg ein nervöses Geschöpf zu nennen. In der Freiheit ist dieses Tier von vielen Feinden bedroht und daher außerordentlich vorsichtig und mutig. Gefangen leistet es dem Menschen zunächst den größten Widerstand, um wieder in den Besitz seiner Freiheit zu gelangen. Die Gefangennahme mittels Lasso, die plötzliche Beraubung der Bewegungs- und Fluchtmöglichkeit verursacht dem Tiere einen schweren Nervenchoc, also eine plötzliche, außerordentlich heftige Erkrankung des Nervensystems. Bei sachgemäßer Pflege und Behandlung ist diese Krankheit — gleich vielen anderen Erkrankungen — heilbar, kann sich allerdings auch zu einer chronischen Schädigung entwickeln. —

Ich habe viele Jahre hindurch Gelegenheit gehabt, in zoologischen Gärten und in den Tierparks der größten Zirkusse der Welt Tiere eingehend zu beobachten, und habe dabei unter Haustieren ebenso gut wie unter gefangenen exotischen Raubtieren eine große Zahl nervöser Geschöpfe gefunden. Eine Reihe wichtiger und überaus interessanter Beobachtungen und Studien konnte ich an dem berühmten Elefanten „Jenny“ machen, einer bemoosten und höchst ehrwürdigen Elefantenmatrone, die sich auch während des Krieges „Kv.“ und „Gv.“ an der Front wie in der Heimat durch ihre unermüdliche Tüchtigkeit besonders ausgezeichnet hat.

Und wie ist der guten „Jenny“ der Krieg bekommen? — Nicht viel anders, als uns allen, die wir ihn mitgemacht haben, — mit einer schweren Neurose ist der Elefant zurückgekommen. Bei dem geringsten Geräusch zuckte das riesige Tier erschreckt zusammen und ließ ein gequältes Trompeten erschallen. Der Gang war stolperig und ängstlich geworden, in ständiger nervöser Aufregung pendelte der Rüssel, und auch eines der markantesten Symptome der Nervosität — eine beängstigende Schlaflosigkeit — hatte das Tier ergriffen. Kaum hatte es sich ins Heu gebettet, als es auch schon, ohne besonders erkennbare Ursache, wieder auffuhr; das Surren einer gewöhnlichen Fliege konnte „Jenny“ zur Raserei bringen, — auch Appetitlosigkeit zeigte sich in besorgniserregender Weise.

Verschiedene Tierärzte und Zoologen schlugen eine Behandlung des Tieres wegen Magen- und Darmleidens vor. Der Besitzer und Dompteur des Dickhäuters war der einzige, der die richtige Diagnose stellte: — Hochgradige Nervosität. — Und was dann in unendlicher geduldiger und mühevoller Arbeit im Verlaufe von knapp drei Monaten an „Jenny“ zuwege gebracht wurde, das war eine Leistung, auf die der beste Nervenarzt stolz sein könnte, und für die er den Titel eines Dr. med. vet. h. c. verdiente. Keine Medikamente, keine besondere Diät — nur liebevollste Pflege, gütiges Sprechen mit dem kranken Tier und unzählige Nachtwachen im Heu an der Seite des Dickhäuters.

Und immer wieder, wenn das treue Tier erschreckt auffuhr, klang die sonore und beruhigende Stimme seines Herrn, „Brav ist meine gute „Jenny! — Brav ist sie, meine Alte!“ So verlor allmählich Jenny durch diese aufopfernde Pflege ihre „Kriegspsychose“ vollständig und ist heute wieder der tüchtigste und „dickfelligste“ Artist ihrer Zirkusschau.

Natürlich steigt der Grad der Anfälligkeit zur Nervosität mit der Feinheit des Nervensystems, und es werden sich die Anzeichen dieser kompliziertesten aller Krankheiten beim modernen Kulturmenschen leichter feststellen lassen als bei einem so tief stehenden Lebewesen, wie einer Qualle.

Die Ursachen, die zu Nervenstörungen — also zur Nervosität — führen können, mögen Billionen sein, lassen sich trotzdem aber in vielen Fällen mit absoluter Sicherheit feststellen und auf Eindrücke seelischer Art, auf traumatische oder physische Erkrankungen zurückführen, und Fälle von traumatischer Neurose (Nervosität infolge erlittener Verletzung) kommen beim Tiere eben so häufig vor wie beim Menschen.

Einen typischen Fall von Nervosität konnte ich bei einem Tigerweibchen beobachten. Hier konnte man sogar von einer regulären „Hysterie“ sprechen. Das damals fünfjährige Tier war in seinem ersten Lebensjahr in Gefangenschaft geraten, also nicht ein in Gefangenschaft gezogenes „Inzuchtgeschöpf“, wie das leider auch oft vorkommt und dann gewöhnlich Musterbeispiele der Nervosität und Degeneration abgibt. Die Augen traten stark aus den Höhlen — ähnlich wie als Symptom der Basedowschen Krankheit, mit der eng verwandt der Zustand des Tieres auch von seiten berühmter Zoologen angesprochen wurde. — Dem Männchen gegenüber — einem sehr stattlichen Exemplar — zeigte sich die „Tigerdame“ obwohl im entsprechenden Alter und Zustande, vollkommen abhold, und der erste Paarungsversuch endete mit einer ganz solennen „Keilerei“, die alle Hoffnungen zuschanden machte, daß sich die Nervosität des Tieres nach Wurf der ersten Jungen legen würde. Dressurversuche mußten sehr bald aufgegeben werden, da sie bei der Nervosität und Unberechenbarkeit des Tigers eine zu große Gefahr einerseits und nur geringe Aussicht auf Erfolg andererseits bedeuteten. Auch hier hat neben sachgemäßer und erfolgreicher Behandlung des physischen Leidens eine liebevolle psychische Beeinflussung des Tieres Wunder gewirkt, und der Tiger, der brüllend und mit den Pranken durch die Gitter schlagend, jeden Annäherungsversuch zu quittieren pflegte, ist heute ein zutrauliches und zahmes Tier geworden, das zu seinen besonderen Freunden gern ans Gitter kommt und sich unter behaglich blubbernden Schnurren — ein Zeichen größten Wohlwollens — den schönen Kopf streicheln läßt. —

Zum Schluß noch einmal: Aeußerungen der Furcht oder des Temperaments sind schlechtweg durchaus keine Zeichen der Nervosität, aber eben so wie die Tiere eine Seele haben, sind sie auch mit Nerven ausgestattet, — und letzteres wurde wohl auch noch nie bestritten. Wo aber ein Nervensystem vorhanden ist, da sind auch Erkrankungen desselben möglich, und so gibt es nervöse Tiere ebenso wie nervöse Menschen. Der Prozentsatz dürfte allerdings wesentlich geringer als beim „homo sapiens“, bei dem ja leider der Instinkt durch den Verstand nur gar zu oft unterjocht wird und somit eine eine ungleich größere Angriffsfläche für „das Leiden unserer Zeit“ bietet als der Verstand des Tieres.

